

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 50.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 9. December 1888.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.

Die Last des Goldes.

Novelle von Valduin Grollex.

(Fortsetzung.)

elangweilt und weltüberdrüssig fuhr Brant wieder nach Wien zurück, elender, als er es verlassen hatte, und er langte an, jetzt nicht nur mehr ein Glückloser, sondern fast ein Kranker. Er sah verfallen aus, der Schlaf stoh ihn, und zum Essen mußte er sich immer förmlich erst zwingen.

Nach seiner Rückkehr fand er ganze Stöße von Briefschaften vor, da er ausdrücklichen Befehl erteilt hatte, ihm keinerlei Postsendungen nachzuschicken. Sein Secretär referirte ihm gewohnheitsgemäß über die Einläufe; er hörte theilnahmslos zu und überließ es dem Secretär, Vorschläge zur Erledigung zu machen, denen er dann ausnahmslos zustimmte.

Unter den Einläufen befand sich auch ein Brief Geraldinens, in welchem sie die Ertheilung des Reproductions-Rechtes der beiden Landschaften erbat. Brant griff hastig nach dem Briefe, und seine Augen gewannen wieder den Ausdruck der Lebhaftigkeit, als er ihn durchlas. Er steckte den Brief ein und blickte träumerisch zu den beiden Bildern über seinem Schreibtische empor. Es waren dieselben, von welchen in dem Briefe die Rede war. Er hatte ihnen noch in derselben Nacht, da er erfuhr, daß sie von Geraldine herrührten, diesen Platz angewiesen.

Mosler wurde für heute entlassen, Brant wollte von weiteren Einläufen nichts mehr wissen. Er ließ anspannen und fuhr hinaus nach Dornbach; er wollte seine Einwilligung Geraldinen persönlich überbringen.

Er fand das Häuschen wie ausgestorben. Durch einzelne offene gebliebene Thüren sah er in kühle, angenehm verdunkelte Zimmer mit einfacher, aber netter Ausstattung, — doch nirgends eine lebende Seele. Er betrat den Garten. Still lag der schimmernde Sonnenschein auf den reglosen Blättern und auf dem glänzenden Rasen; einige Kohlweißlinge führten ihren unruhigen Reigen in der Luft auf, — auch hier war kein Mensch zu sehen.

Schon wollte er wieder umkehren, als er aus der Gaisblattlaube heraus eine Stimme vernahm.

„Wer ist da?“

Brant fühlte, wie ihm der Herzschlag einen Augenblick stockte, — er hatte die Stimme Geraldinens erkannt. Die momentane Erregung verursachte es, daß ihm das Blut aus dem Angesichte wich, und er war noch blässer als sonst, als er mit raschem Schritte der Laube zueilte. Geraldine hatte ihn durch das Blattwerk erkannt und sich soeben erhoben, als er die Laube betrat.

Einen Augenblick standen sich die Beiden stumm gegenüber, ehe sie sich begrüßten. Geraldine senkte den Blick, als sie ihn so bleich vor sich sah. Er machte den Eindruck eines Kranken, und sie konnte es nicht hindern, daß, als sie wieder zu ihm auf sah, sich in ihrem Blicke etwas wie Erstaunen über sein leidendes Aussehen und etwas wie Theilnahme ausdrückte. Brant

hatte den Blick aufgefangen und verstanden, aber er war jetzt wahrlich nicht in der Stimmung, sich selbst zu bemitleiden. Ein unendliches Glücksgefühl zog ihm mit einem Male durch die Seele.

Er hätte es schon für eine Erleichterung, für ein Glück empfunden, Geraldine nur sehen und sprechen zu können selbst in einer ihn bedrückenden Umgebung, und nun stand sie vor ihm in der grünen, lauschigen Laube allein. Sie hatte gerade mit Tusche und Pinsel an ihren Zeichnungen hantirt, und war mit einer leichten, lichtfarbigen, sommerlichen Blouse bekleidet, deren nach Matrosenart geschnittener Kragen ihren wundervollen Halsansatz frei ließ. Sie erschien Brant schöner und begehrenswerther, als je zuvor.

„Ich komme,“ begann Brant, nachdem sie sich die Hände gereicht hatten, „Ihren Brief mündlich zu beantworten.“

„Hoffentlich, sagen Sie Ja,“ erwiderte Geraldine, sich sehend und ihm mit einer Handbewegung einen Platz neben ihr anweisend.

„Darüber ist natürlich kein Wort zu verlieren, die Sache ist erledigt.“

„Also: Ja?“

„Selbstverständlich! Sie hätten gar nicht fragen brauchen. Uebrigens danke ich es Ihnen doch, daß Sie gefragt haben, weil Sie mir dadurch Gelegenheit geboten haben, vor Ihnen zu erscheinen und —“

„Sie scheinen heute einen besonders liebenswürdigen Tag zu haben,“ unterbrach ihn Geraldine mit ihrem gutmüthigen Lächeln. „Nicht alle Tage sind bei Ihnen so.“

„— und womöglich Ihre Verzeihung zu erbitten,“ setzte Brant fort. „Sind Sie mir noch böse?“

„Nein!“

„Ehrlich?“

„Ehrlich: Nein! Es hat wehe gethan, aber Sie haben Recht gehabt, und es war heilsam.“

„Nicht so, mein Fräulein. Ich hatte wegwerfend gesprochen, ohne nähere Prüfung. Jetzt interessieren mich die Bilder, und sie sind mir werthvoll, sie haben den Ehrenplatz bei mir über meinem Schreibtische.“

„Ach, in Ihrer berühmten Sammlung, unter so vielen berühmten Meistern; da müssen sie sich sehr, sehr traurig ausnehmen!“

„Sie machen mir viele Freude.“



Prinz Adalbert von Preußen, dritter Sohn des deutschen Kaisers, geb. am 14. Juli 1884.
Nach einer Photographie von Selle und Runke in Potsdam. — Siehe Seite 215.

„Sie werden müde und hungrig sein,“ sagte Geraldine, um das Gespräch von dem leidigen Thema abzulenken, „darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“

„Um Gotteswillen nicht!“

„Sie verwahren sich ja, als wenn ich Sie vergiften wollte!“

„Etwas Aehnliches wollen Sie auch. Sie müßten Jemanden herbeirufen, und ich bin dem Geschehe für jeden Augenblick dankbar, den ich mit Ihnen allein sein darf.“

Geraldine blickte ihn erstaunt an, dann erwiderte sie lächelnd:

„Sie haben, wie gesagt, einen sehr guten Tag, ich bin nur neugierig, wie Sie wieder den Uebergang zu der gewohnten Tonart finden werden. Uebrigens werde ich Sie selbst bedienen, und kein Unberufener wird unser weichevolles Alleinsein stören, denn es ist Niemand zu Hause. Ich bin ganz allein. Mama und meine Freundin sind in die Stadt gefahren, um im Consum-Berein einzukaufen, und die Dienstmädchen sind mit, um die großartigen Einkäufe an Butter, Eiern, Petroleum u. s. w. herauszuschleppen. Also wollen Sie sich von mir bedienen lassen?“

Brant dankte wiederholt, aber Geraldine gab nicht nach.

„Sie müssen etwas nehmen, man kommt nicht den weiten Weg zu uns auf's Land heraus, um ‚ungegessen‘ wieder fortzugehen. Sie wollen durchaus nichts genießen? Aber vielleicht ein Glas Wein, oder Milch, oder vielleicht ein Gläschen Chartreuse? Geben Sie mir doch nicht lauter Körbe! Mir zu Liebe, — etwas, eine ganz kleine Erfrischung!“

„Ich bitte um ein Gläschen Chartreuse.“

Geraldine ging in's Haus, und Brant blickte ihr nach. Er fühlte sich so wohl und so von aller Last befreit, wie seit langer, langer Zeit nicht.

Als sie zurückkam und ihm das funkelnde Krystall-Gläschen kredenzte, da erhob er es, daß sein grüner Inhalt in der Sonne blitze, und trank ihr zu. Sie dankte mit einem freundlichen Kopfnicken.

„Ich hätte nicht gedacht,“ sagte sie lächelnd, „daß wir noch einmal so friedlich bei einander sitzen würden.“

„Sie müssen mich für ein Scheusal gehalten haben, und doch geschah es immer ohne Absicht, wenn ich Sie tränkte. Glauben Sie das?“

„Jetzt glaube ich's.“

„Wie ich sehe, störe ich Sie da in einer Arbeit. Wollen Sie nicht fortfahren, ich werde ganz stille sitzen und Ihnen zusehen.“

„Wenn Sie nicht böse sein wollen darüber, so werde ich weiter arbeiten, aber Sie brauchen nicht still zu sein, und ich selbst kann ganz gut bei der Arbeit plaudern. Es ist wie beim Strümpfstricken. Also darf ich weiter pinseln? Ich muß nämlich das Blatt morgen früh abliefern, sonst giebt es Contractbruch und Conventional-Strafe. Fürchterlich, nicht wahr?“

„Was ist denn das eigentlich, was Sie da treiben?“

Geraldine erzählte die Geschichte ihres Vertrages mit dem Verleger.

„Ist das nicht hübsch?“ fragte sie schließlich ganz stolz. „Denken Sie nur: zwölfhundert Gulden! Das ist ein ganzes Vermögen!“

„Ich finde es entsetzlich,“ erwiderte Brant, „daß ich ja eine wahre Sklavenarbeit, die Sie da auf sich genommen haben. Der Mann hat Ihre geschäftliche Unerfahrenheit benutzt, um Sie auszubeuten.“

„Nein, Herr von Brant, das verstehen Sie nicht. Sie können sich nicht denken, daß ein solcher Vertrag auch schon viel Geld sein soll. Er ist es aber wirklich; es ist enorm viel!“

„Sie haben da erschrecklich zu arbeiten!“

„Ach, ja wohl,“ erwiderte Geraldine seufzend, „zu thun giebt's allerdings genug! Aber nein, es wäre Frevel, wenn ich mich beklagen wollte. Ich bin glücklich, wirklich glücklich, daß ich die Arbeit habe.“

„Sie sind dabei glücklich!“ sagte Brant nachdenklich vor sich hin, und dann verfiel er in silbes Sinnen. Er sah auf ihre Hände, wie sie geschickt und flink sich künstlerisch bethätigen.

„Erzählen Sie etwas von sich, Herr von Brant,“ nahm Geraldine das Wort wieder auf. „Was haben Sie Alles erlebt, seitdem wir uns nicht gesehen haben?“

„Ich war in der Welt draußen, — es war thöricht genug. Ich erinnere mich dabei an ein hübsches slavisches Märchen. Ein junger Mann zog aus, um das Glück zu suchen. Jahraus, jahrein durchstreifte er die Welt von einem Ende zum andern, und er fand das Glück nicht. Als müder Greis kam er endlich zu seiner Hütte zurück. Vor derselben saß ein wunderbar schönes, goldhaariges Mädchen und winkte ihn heran, als warte es schon lange auf ihn. ‚Wer bist Du, holdes Kind?‘ fragte er. Sie aber sagte, ihm freundlich zuwendend: ‚Ich bin ja das Glück!‘“

Brant hatte eine Wärme in seinen Ton gelegt, von der sich Geraldine selbst betroffen fühlte, aber sie empfand den Vann, der sich auf sie legte, wie eine

Verlegenheit, und sie raffte sich auf, um sich von dieser zu befreien.

„Das Märchen ist sehr hübsch,“ sagte sie mit etwas erzwungener Munterkeit, „aber Sie sollen mir kein Märchen erzählen, Herr von Brant, sondern von Ihren Reisen.“

„Ich habe nichts zu erzählen. Zu meiner Erholung ging ich fort und, — sehen Sie mich an, — und ich kam zurück — leidender, als ich es früher war.“

„Sie sind leidend?“

„Vielleicht nur gemüthsleidend. Nur!“

„Aber Sie haben doch, um Gotteswillen, keine Sorgen!“

Brant sah auf diese Worte wie hellseherisch vor sich hin. Gleich einer Vision stand plötzlich ein Gedanke vor ihm, der sich seiner sofort voll bemächtigte. Sein Reichthum hatte ihn krank gemacht. Die Last des Geldes hatte ihm den Nacken und den Frohsinn gebeugt; sein Reichthum stand auch zwischen ihm und dem goldhaarigen Glück, das an seiner Seite saß. Ah, man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, und nicht ungestraft nimmt man eine Ausnahmstellung unter den Menschen ein! Die Noth und die Sorge ist unser Aller Erbtheil. Er hatte vermeint, nicht mittragen zu dürfen an der allgemeinen Last, und da fand es sich, daß er noch übler daran war, als die übrigen Alle. Sorge und Arbeit ist der Fluch der Menschheit und zugleich ihr Segen. Hier sah er es ja vor sich, wie zur Sorge und zur Arbeit sich die innere Befriedigung, das Glück gesellte. So sollte auch sein Los sein. Plötzlich war ein Entschluß in ihm aufgedämmert, der ihn mit neuem Lebenmuthe erfüllte, aber geheim sollte dieser Entschluß bleiben, daß Niemand sich hemmend dazwischen stellen könne.

„Keine Sorgen?“ knüpfte er nach einer Weile an die letzten Worte Geraldinens an. „Ein großer Besitz ist immer mit großen Sorgen verbunden, und nun erst, wenn man, wie jetzt ich, in der Gefahr ist, ihn ganz zu verlieren.“

Geraldine sah ihn mit großen Augen an, und Brant glaubte zu sehen, daß in ihnen ein heimlicher Strahl der Freude aufblitze. Und die Freude zog ein auch in sein Herz. Denn das war nicht das Leuchten der Schadenfreude gewesen, das war wie ein kameradschaftlicher Gruß von Gleich zu Gleich, das war die Freude über eine fallende, scheidende Schranke.

Bei alledem hielt es aber Geraldine für geboten, sich erschreckt zu zeigen und theilnahmvolles Bedauern zu äußern. Brant wehrte ab.

„Man muß eben tragen, was Einem vom Schicksale bechieden wird,“ sagte er.

„Es würde Ihnen aber schwer fallen, sich Entbehrungen aufzuerlegen, gerade Ihnen; Sie sind es so gar nicht gewöhnt!“

„Darum werde ich mich eben daran gewöhnen müssen!“

„Sie sehen wirklich angegriffen aus. Allzu nahe sollten Sie sich die Sache doch nicht gehen lassen. Denken Sie nur, es kann größeres Leid geben.“

„Ich werde viele Freunde verlieren.“

„Und dafür neue gewinnen, und vielleicht bessere und treuere. Hoffentlich sieht es nicht so schlimm, wie Sie befürchten, aber selbst wenn Alles verloren sein sollte, so ist damit noch nicht allzuviel verloren. Ich habe zu Ihren Regionen oft hinaufgeblickt, neugierig, aber doch wunschlos, und immer habe ich mir gedacht: Hier unten läßt es sich auch leben, und hier unten ist es auch gut, wenn man nur ein fröhliches Herz hat!“

„Ein fröhliches Herz!“

„Machen Sie nur nicht so ein trübseliges Gesicht! Es wird schon kommen; man muß nur nicht Alles auf einmal verlangen. Es wird ganz bestimmt kommen. Seien Sie nicht böse, wenn ich ganz aufrichtig mit Ihnen rede: Sehen Sie, schon heute, wo Sie sich vielleicht nicht mehr so unmenzlich reich vorkommen, scheinen Sie mir aufgeräumter und in befreiterer Stimmung zu sein, wie sonst.“

„Ich habe Sie noch kein einziges Mal beleidigt, in der That, eine äußerst verdienstliche Leistung!“

„So habe ich es nicht gemeint.“

„Das macht nichts. Ich werde mich bessern, ich werde mir Mühe geben mich zu bessern. Fräulein Geraldine —?“

„Herr von Brant?“

„Wissen Sie, daß ich Ihnen ungeheuer, ganz ungeheuer gewogen bin?“

„Ich wußte es nicht, aber es ist sehr huldvoll von Euer Liebden, mich über diesen Punkt zu beruhigen.“

„Lachen Sie mich nur aus, wie ich es verdiene. Es ist nicht nur sehr huldvoll, es ist sehr geistreich von mir, Ihnen, so lange ich ein großer Herr war, Grobheiten an den Kopf zu werfen, und Sie jetzt, wo ich nichts habe, plötzlich meiner allergnädigsten Neigung zu verriethern.“

Geraldine erwiderte nichts, sie sah ihn nur von unten herauf lächelnd an.

„Warum antworten Sie mir nichts, Geraldine?“

„Weil Sie mich nichts gefragt haben. Worauf soll ich antworten?“

„Sie sollen mir bestätigen, daß ich ein Esel bin.“

„Ah, weil Sie mir Ihre allerhöchste Wohlgevoheit ausgedrückt haben? Sie verlangen zu viel von mir. Ist denn das wirklich eine so fürchterliche Geschmack-Verirrung?“

„Geschmacks-Verirrung, du lieber Gott! Sie sollen mir sagen, warum Sie mich nicht hinauswerfen?“

„Ersichtlich einmal bin ich kein Hausknecht —“

„Sehr richtig!“

„— und dann, Sie haben ja nichts Böses gethan.“

„Aber auslachen sollen Sie mich wenigstens!“

„Aber wofür denn?“

„Daß ich die Abgeschmacktheit habe, —“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich dagegen ansehe. Ich bin nicht eine solche Vogelscheuche, und es ist nicht artig von Ihnen, daß Sie selbst das für so entsetzlich unbegreiflich halten!“

„Aber Geraldine, verstehen Sie mich denn gar nicht? Sie sind das reizendste Menschenkind unter der Sonne, — Sie werden das Tuschnäpchen umstoßen, geben Sie Acht! — unter der Sonne, das ist ja eine ausgemachte Sache, aber daß ich, — ich Ihnen das sage, und jetzt sage, — das ist, — entschuldigen Sie, — doch eigentlich eine kolossale Dummheit!“

„Warum?“

„Weil ich Ihnen dies vor neun Wochen hätte sagen müssen, nicht jetzt. Wenn Sie nur einen Funken Verstand haben, müssen Sie mich auslachen und mir die Thür weisen!“

„Es giebt keine Thür im Garten, und bei mir, — bedauern Sie mich, — leider auch nicht viel Verstand!“

„Geraldine!“

„Ich finde, daß es jetzt besser und klarer zwischen uns geworden ist. Wenn Sie mich früher Ihrer huldvollen Gewogenheit versichert haben würden, so hätte ich dazu eben auch nur mehr oder minder gnädig gelächelt. Heute kann ich sagen, daß ich mich über diese Gewogenheit freue, und ebenso ruhig erwidere, daß auch ich Ihre wohlaffectionirte Freundin bin.“

„Geraldine, wenn ich sagte, daß ich Ihnen gewogen bin, so habe ich mich in meiner Herzensnoth und Bedrängniß steif und ungeschickt ausgedrückt. Das macht die Verlegenheit und, — lachen Sie mich abermals aus! — die Unerfahrenheit. Ich habe noch keinem Weibe aus ehrlichem Herzen heraus gesagt: ‚Ich liebe Dich.‘ Und da ich es zum ersten Male wollte, da stockte mir das Wort in der Kehle.“

Geraldinens Augen leuchteten in milder Güte, als sie lächelnd erwiderte:

„Es kommt ja vor, daß man sich nicht gerade glücklich ausdrückt, — auch bei mir, und bei mir erst recht. Und darum war es vielleicht auch nicht gerade der treffendste und natürlichste Ausdruck, als ich mich als Ihre wohlaffectionirte Freundin bezeichnete.“

„Aber Sie wollten nicht weniger sagen?“

„Ich wollte sagen, daß ich Ihnen gut bin,“ erwiderte Geraldine einfach, indem sie ihm die Hand hinreichte.

Jetzt fiel das Tuschnäpchen wirklich unter den Tisch, aber Geraldine war unschuldig daran. Das Unglück ereignete sich, als Brant plötzlich aufsprang und seine Arme ausbreitete, um Geraldine zu umschlingen. Sie zierte sich nicht und sperre sich nicht; sie schmiegte den jugendlichen, bebenden Leib an seine Brust und bot ihm die blühenden, frischen Lippen zum Kuß.

„Geraldine, ich liebe Dich!“

„Du bist gut.“ —

9.

Dr. Albert von Feldern saß in seiner Advokatur-Kanzlei und las sein Morgenblatt. Während des Lesens schweiften aber seine Gedanken immer ab auf die unglückseligen Klienten, die da ewig nicht kommen wollten. Es gab doch so viele Prozesse in der Welt, warum fielen denn nur gerade für ihn keine ab? Das war eine ganz miserable Weltordnung und eine schreiende Ungerechtigkeit! Ob denn nun auch dieser Tag, wie so viele seiner Vorgänger, zur Reize gehen würde, ohne einen ersehnten Klienten zu bringen. Er fürchtete es fast, und der Leitartikel, den er gerade las, war nicht geeignet, seine Besorgnisse zu zerstreuen. Wie er nun gerade so mit Lesen und Träumen beschäftigt war, gab plötzlich die Vorzimmerglocke ein schrilles Signal.

„Sehen Sie nach, Welser,“ sagte Feldern, von seiner Zeitung aufblickend, zu seinem Sollicitator, „wer bei uns Einlaß begehrt. Wenn es aber eine Butterfrau oder ein Bücher-Colporteur ist, wie ich vermüthe, so machen Sie den Leuten begreiflich, daß hier ein Bureau ist, in dem gearbeitet wird, und daß es für sie zwecklos ist, wenn sie uns bei der Arbeit stören.“

Der Sollicitator ging hinaus und kam gleich darauf mit einer Karte zurück. Es sei ein Herr draußen, der mit dem Herrn Doctor in einer geschäftlichen Angelegenheit conferiren möchte.

Die Jüge des jungen Advokaten hellten sich auf. Da hat sich also doch Einer in die Höhle des Löwen gewagt! Er sah die Karte an und sprang erregt auf.

„Dr. Carl von Brant! Den Namen habe ich doch schon, — das ist ja einer der reichsten Menschen von Wien. Na, dem gnade Gott! Welter, führen Sie ihn augenblicklich herein! Nein! Lassen Sie ihn warten. Wir sind so beschäftigt, daß wir nicht Jedem gleich aufwarten können. Das geht bei uns nicht nur so! Ich lasse ihn bitten, einige Minuten Geduld zu haben, — eine äußerst wichtige Arbeit u. s. w. — Sie wissen ja. Er soll nur warten. Sie begeben sich derweilen in die kleine Dunkelkammer und behalten ihn von dort aus im Auge, daß er inzwischen nicht durchgeht. Sie hasten mir für ihn mit Ihrem Kopfe!“

Der Solicitator that, wie ihm geheißen ward, während der junge Advokat es versuchte, in seiner Zeitung weiter zu lesen. Aber es ging nicht, und so machte er sich nun daran, ungeheure Stöße von Acten auf seinem Tische aufzuhäufen und sie möglichst interessant zu gruppieren. Der neue Client sollte einen hohen Begriff von seiner Arbeitslast erhalten, er sollte sehen, was ein juristisches Schlachtfeld zu bedeuten habe!

Inzwischen saß Brant ruhig in dem düsteren Vorzimmer und wartete geduldig, bis ihm Einlaß gewährt würde in das Heiligthum des vielbeschäftigten Juristen. Er hätte auch Stunden lang da sitzen und träumen können.

Wie hatte sich ihm doch über Nacht die ganze Welt verwandelt! Er hatte früher nie gewußt, daß das Leben so schön, so lebenswerth sein könne. Es ist eine Freude, zu leben! Mit dieser Empfindung hatte er sich zur Ruhe begeben, mit derselben Empfindung war er aufgewacht.

Wie viel hatte er doch schon im Leben genossen zu haben geglaubt, und wie werthlos und nichtig war doch Alles, Alles gegen den einen Augenblick, da er Geraldine im Arm gehalten! Dann hatte es ihn auch gleich fortgetrieben von ihr. Er hatte die Dazwischenkunft anderer Menschen gefürchtet, und die hätte er in diesen Momenten nicht ertragen können, und dann hatte ihn auch eine heiße innere Unruhe getrieben, einen Gedanken, der ihm in Gegenwart Geraldinens aufgeschossen war, zu verwirklichen.

Schon früher hatte er sich manchmal gefragt, ob nicht seine tiefe, trostlose Niedergeschlagenheit inmitten all seines Reichthums nicht ein Symptom für eine beginnende Gemüths- und Geisteskrankheit sei. Er war krank, elend, unglücklich, aber er war krank am Golde und elend und unglücklich im Glanze. Nun wollte er sich frei machen von der Last des Goldes, und wieder fragte er sich, ob das nicht erst die rechte Verrücktheit sei. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß jeder vernünftige Mensch ohne genauere Kenntniß seines Seelenzustandes ihn für verrückt erklären würde, wenn er erfahren würde, daß er kein sehnlischeres Verlangen trage, als all das Pflöckchen von sich zu weisen, was sonst von allen Menschen so heiß erstrebt wird; aber diese Erwägung schreckte ihn nicht zurück, sie bestimmte ihn nur zu der größten Vorsicht, daß ihm nur ja Niemand in die Karten blicke. Denn war es Verrücktheit, so war es eine solche, die ihn aufrichten und stählen sollte, und darum sicher der anderen vorzuziehen, an welcher er doch elend zu Grunde gehen würde. Er wollte sich plagen, wie die anderen Menschen, um wie sie glücklich sein zu können.

Wohl war ihm auch der Gedanke aufgetaucht, daß ja sein Glück in Geraldine beruhe, daß sie sein Leben ganz auszufüllen vermöchte, und daß es auch für ihn beglückend sein würde, wenn er sie mit funkelndem Glanze umgeben könnte, aber er hielt dennoch mit Zähigkeit fest an seinem Lieblingsgedanken. Er traute sich selbst nicht. Geraldine war ihm das einzige und das höchste Glück, aber er wollte ihrer auch würdig sein, und er wollte nicht das bessere Theil seiner Mannheit in dem Capua des Reichthums verkümmern lassen. Wie wenn über kurz oder lang in dieser capuanischen Atmosphäre wieder die tiefen Schatten der Melancholie sich ihm auf die Seele legten? Nein, lieber jede andere Verrücktheit, als diese.

Brant wurde in seinen Gedanken durch ein Glockenzeichen unterbrochen, das Feldern seinem Solicitator gab, und auf welches dieser Brant in die Kanzlei geleitete.

Feldern war sehr aufgeregt, aber er bemühte sich, den Ankömmling mit einer gleichgiltigen Miene zu begrüßen.

„Ich habe eine wichtige, für mich allerdings nicht erfreuliche Angelegenheit in Ihre Hände zu legen,“ begann Brant.

Feldern nickte mit Kopfe und wartete gespannt auf die weiteren Eröffnungen.

„Ich bedarf eines energischen und umsichtigen Rechtsfreundes, und als solcher sind Sie mir empfohlen worden.“

Feldern verneigte sich.

„Um es kurz zu machen, — ich habe auf ziemlich großem Fuße gelebt —“

Feldern gab schweigend zu erkennen, daß ihm das bekannt gewesen sei.

„Und bin jetzt ruiniert. Ihre Aufgabe soll es nun sein, mich zu arrangiren.“

Feldern wäre am liebsten vom Sessel aufgesprungen, so sehr erfreute ihn diese Trauernachricht. Er bezwang sich aber und erwiderte gelassen:

„Hm, hm! Das ist freilich schlimm. Wir werden sehen, was sich thun läßt. Jedenfalls haben Sie sich an die richtige Adresse gewendet. Ich habe gerade in der letzten Zeit mehrere derartige Affairen mit Erfolg durchgeführt und glaube, einige Prozis in solchen Dingen zu haben. Vor allen Dingen muß ich Sie bitten, mich mit dem ganzen Status bekannt zu machen und mir eine genaue Liste der Gläubiger und der einzelnen auf dieselben entfallenden Beträge anzufertigen. Ich muß dabei auf volle Offenheit dringen. Wenn derlei Transactionen mißlingen, so hat das meist seinen Grund darin, daß die Herren Schuldner eine nicht zu recht fertige Schemen haben, ein volles und treues Schuldenbekenntniß abzugeben. Man muß dann, wenn man schon fertig zu sein glaubt, gewöhnlich von vorne wieder anfangen.“

„Bei mir steht die Sache nicht so,“ entgegnete Brant. „Ich werde nicht Concurs anfragen und strebe auch keinen sogenannten Ausgleich an. Alle Gläubiger sollen voll befriedigt werden, doch behalte ich mir die endgiltige Befriedigung derselben persönlich vor. Es giebt da Ehrenschnulden und sonstige heiße Posten, und ich möchte nicht, daß die betreffenden Namen in irgend einer Weise in den Acten figuriren sollen. Ihnen, Herr Doctor, soll eine viel wichtigere Aufgabe zufallen, nämlich die Geldbeschaffung.“

„Wo werden wir nun aber Geld hernehmen?“

„Es wird schon einiges zusammenkommen. Zunächst habe ich Anspruch auf einen monatlichen Bezug von zehntausend Gulden.“

„Von wie viel? Monatlich zehntausend Gulden?“

„Ja. Doch das ist nebensächlich.“

„Nebensächlich!“

„Die Hauptsache muß die Liquidation meines Besitzthums geben. Mein kleines Palais in der Alleeasse kann mit 200,000 Gulden eingestellt werden, meine Gemäldegallerie mindestens mit demselben Betrage; meine Waffenammlung dürfte 60,000, mein Rennstall 120,000 Gulden einbringen. Gelosiet hat all das natürlich mehr als das Doppelte. Die sonstigen Kleinigkeiten, mein Silber, die Juwelen, die Wohnungseinrichtung, die Bibliothek u. s. w. dürften auch noch an 30,000 bis 40,000 Gulden ergeben. — Ihre Aufgabe soll es nun sein, Alles auf rationelle Art zu Geld zu machen und die Eingänge so lange zu verwalten, bis ich daran gehen kann, Alles mit Zins und Zinseszinsen zurückzubezahlen. Ich hoffe, es wird lang.“

Dem jungen Advokaten wirbelte es im Kopfe. Davon hatte er natürlich keine Ahnung, daß Brant vor allen Dingen auf eine möglichst harmlose Art Geld in die Feldern'sche Familie bringen wollte, und er war nun fest überzeugt, daß sein unschuldiger Client sich wirklich an die falsche Adresse gewendet und an der unrechten Thür angeklopft habe. Mit solchen Missionen betraut man doch um Gottes Willen angelehene, in Ehren und Reichthum ergraute Rechtsanwälte, nicht aber blutjunge Anfänger, die schon froh sind, wenn man ihnen einen Hundertguldenwechsel zum Einlagen anvertraut. Das gab für ihn eine monatelange Beschäftigung und einen Verdienst, dessen Größe er nicht einmal auszubedenken wagte. Aber wenn sich Brant da auch in der Person geirrt haben sollte, so war das doch kein Grund, ihn darauf aufmerksam zu machen. Um so größer der Glücksfall. Bei den bevorstehenden Transactionen mußte er mit vielen Kreisen und Persönlichkeiten in Verbindung treten, die ihm sonst wohl für immer fern geblieben wären; schon das bot eine sichere Gewähr für das zukünftige geschäftliche Gedeihen. Und die Summen, die er bei diesem Arrangement verdienen mußte, selbst wenn er die bescheidensten Ansprüche stellte, wozu er übrigens sich gar nicht veranlaßt fühlte, — kein Zweifel, er war ein für allemal ein gemachter Mann. Vor ihm tauchten die Bilder Stephaniens, seiner Mutter, Geraldinens auf, — und er vergaß ganz, daß ihm der unbegreifliche Urheber seines Glückes noch immer gegenüber saß.

„Sind Sie also bereit, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen?“ unterbrach Brant die Träumereien Felderns.

„Gewiß!“ antwortete dieser, zusammenfahrend, „gewiß, sehr gern!“

„Also abgemacht! Wie werden wir es nun mit Ihrem Honorar halten? Wünschen Sie, einen Pauschalbetrag zu fixiren, oder ziehen Sie einen procentuellen Antheil vor, oder wollen Sie zum Schluß eine detaillirte Expensen-Nota machen?“

Dem jungen Advokaten schnürte die Erregung die Kehle zu.

„Wie Sie befehlen!“ brachte er mühsam hervor.

„Dann schlage ich den procentuellen Antheil vom Reinertrag vor. Sagen wir: fünfzehn vom Hundert Sind Sie einverstanden?“

„Es — Ja! — Es ist zu viel! — Ich bin einverstanden.“

„Sie werden viele Mühe haben. Die Versteigerung der Bilder und der Pferde giebt sehr viel zu thun. Sie werden auch große Vorauslagen zu tragen haben, es wird Ihnen daher vielleicht ein Vorschuß genehm sein.“

„Das wird allerdings nöthig sein,“ gab Feldern treuherzig zu, der es nun schon längst aufgegeben hatte, hier noch den Großartigen spielen zu wollen. „Ich habe nicht die Baarmittel, um geschäftliche Unternehmungen von solcher Tragweite einleiten zu können.“

„Ich habe daran gedacht und habe den Vorschuß mitgebracht. Meine monatliche Sendung ist heute eingetroffen, hier habe ich sie noch beisammen.“

Brant zählte dem Advokaten zehn Stück Tausender auf den Tisch. Feldern schrieb eine Bestätigung darüber, dann ließ er sich eine Generalvollmacht unterschreiben; darauf reichten sich die beiden Herren die Hände und Brant empfahl sich.

Feldern steckte das Geld nicht in seine kleine feuerfeste Kasse, er nahm es zu sich. Er ließ sich einen Fiaker kommen und fuhr schnurstracks in rajendem Tempo nach Dornbach. Er mußte die große Neuigkeit brühwarm seiner Braut und seiner Mutter erzählen, und zur Bekräftigung seiner Worte wollte er das ungeheure viele Geld auch gleich zeigen können. Und das war erst nur der Anfang, erst ein Vorschuß! Stephanie wird Augen machen, und erst die Mutter!

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Kleine Diebe.

Von Robert Falk.

Es ist ein altes, allbekanntes Sprichwort, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt. Aber das war früher, jetzt ist die Sache anders geworden. Jetzt hängen sich in diesem Augenblicke, wo ich eben die Feder ergriffen habe, zwei kleine Diebe selbst an meinen Hals und versuchen mit allerhand Liebsworten und Hätscheleien mir meine kostbare Zeit zu stehlen. Zwei allerliebste Spitzbuben sind es, denen ich ihre losende Anhänglichkeit herzlich gern verzeihe, meine beiden Knaben von drei und fünf Jahren, die sich verstoßen hinter meinen Arbeitsstuhl in diebischer Absicht geschlichen haben und von hinten mich meuchlings überfallen, auf die Stuhllehne kletternd mir den Morgenkaffee rauben. Leider fällt ihr frevelhaftes Unternehmen nach § 243 Nr. 6 des Strafgesetzbuches unter den Begriff des schweren, mit Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren zu ahndenden Diebstahls, da sie sich als Bande zur fortgesetzten Begehung von Raub und Diebstahl verbunden haben. Wenn nun auch bei Begehung ihrer Frevelthaten mildernde Umstände genug vorhanden sein mögen, so bleibt doch ein Spitzbube immer ein Spitzbube. Und Erzspitzbuben sind sie alle Beide, ja sie waren es schon vor ihrer Geburt.

Kannten sie ihrer guten Mutter nicht die rosigen Frühen Farben ihres jugendlichen Kindergesichts und die fröhliche Munterkeit, mit der sie alle Welt zu bezaubern wußte? Und als sie nun da waren und mit gleichnerischer Hinterlist in anscheinender Großmuth das gestohlene Gut zurückerstatteten, da saßen sie sofort auf neue Diebstähle, durch welche sie nicht bloß die Mutter, sondern auch den Vater zu schädigen treulos bedacht sind.

Den ganzen Tag sieht man sie hold lächelnd in den Armen der Wärterin, in ihren Kissen, in dem Wägelchen daliegen, daß man denken sollte, es könnte ihnen kein schlimmer Gedanke einkommen. In glückseliger Sorglosigkeit legen sich Papa und Mama schlafen, ziehen das Bettchen des „süßen Engelchens“ recht nahe an das ihrige heran und wissen kaum, wohin sie es zuerst küssen sollen: mit einem Male erhebt der „holde Liebling“ ein Brüllen, so erreglich, als ob man ihm alle Liebslösungen gestohlen hätte. Dem Vater bleibt nichts übrig, als in Schlafrock und Pantoffeln zu schlüpfen, den Schreihals auf den Arm zu nehmen und im Zimmer umherzutragen. Aber wird ihm sein Opfer gelohnt? Kaum glaubt er den kleinen Klaffer beschwichtigt zu haben und will sich wieder niederlegen, so geht das Brüllen von Neuem los. Nun legt sich die Mutter in's Bett und nimmt den Schreihals an die Brust. Da giebt es auf einige Zeit Ruhe. Aber es ist eben nur eine Galgenfrist, denn leicht vorherzusehende Folgen der nächtlichen Mahlzeit geben Veranlassung zu erneuertem Gebrüll, und je mehr man bemüht ist, dem „goldenen Herzen“ zum Schlafen zu verhelfen, desto mehr verschneucht man den eigenen. So wird Einem durch den Spitzbuben die Nachtruhe gestohlen.

Aber — man gewöhnt sich an Alles, ja, man kommt schließlich dahin, sich bei allen diesen Diebstählen noch glücklich zu fühlen. Und dieses Glückseligkeitsgefühl steigert sich zu immer größerer Intensität in der nachfolgenden Periode, wo die Spitzbuben anfangen, zu laufen und sprechen zu lernen und nun ihr Diebshandwerk mit um so größerem Raffinement betreiben. Schon in aller Fröhe trippeln sie vor dem Bette des Vaters herum und ruhen mit ihren posseligen und bestrickenden Liebslösungen nicht eher, als bis er sie zu sich heraufholt und sie so ein Bierstündchen über sich fortvolltugiren läßt in ihrer graciösen Unbeholfenheit. Daß sie dem sich selig träumenden Vater den schönen Morgenkaffee stehlen, daraus denken sie auch nicht im entferntesten sich ein Gewissen zu machen. Läßt sich der Vater nun aber später in ihrer Diebeshöhle, will sagen im Kinderzimmer blicken, so kommt er für's Erste gewiß

nicht wieder hinaus. Hier muß er den Unterkiefer eines schwerverletzten Kuchens wieder einrennen, hier den ausgerenteten Arm der Lieblingspuppe in Ordnung bringen, hier einem Dchsen aus der Arche Noah ein ausgebrochenes Bein von neuem einsehen, hier einem Schweizer Kuhhirten das umgedrehte Genick wieder in die richtige Lage bringen, hier einem zimmernen Turnierkrieger die verbogene Lanze gerade richten, hier einem Kalle die ausgetretenen Eingeweide zurechtstopfen, hier Rath ertheilen bei einem beabsichtigten Thurmbau, der immer wieder zusammenstürzt, hier strategischen Rath ertheilen über die Feldschlacht-Ordnung der Jinnfolbaten, hier die geschmackvolle Rundung eines soeben vollendeten großen O bewundern, u. s. w. Die Thätigkeit eines Vaters in der Kinderstube ist eine so vielseitige und zeitraubende, daß er es kaum verantworten zu können glaubt, sich von der seinem Berufe gehörenden Zeit so viel ruhig stehlen zu lassen. Endlich hat er sich losgemacht, eilt in sein Zimmer und setzt sich mit Ernst an seine Tagesarbeit. Aber was ist denn das? Kaum hat er sich an den Arbeitstisch gesetzt, als er vor der Zimmerthür einen erst leisen, dann immer lauter werdenden Gesang hört: „Kommt a Vogel geflogen“. Oeffnet er nicht alsbald, so wird der Gesang mit lautem Trommeln an der Zimmerthür begleitet; es bleibt dem Unglücklichen nichts übrig, als die Spitzbuben hineinzulassen, die ihm heute Morgen schon zwei kostbare Stunden gestohlen haben.

„Papas Arbeitsstube“ kommt gleich nach dem heimlichen „Großmutter-Stübchen“ droben im Giebel des Hauses, wo es „immer so hübsch lange dämmerig bleibt“. Dort giebt es so unendlich viel „Reizendes“, was sonst im Hause nicht zu finden ist. Vor Allem giebt es da so viel Papier, aus dem man Soldaten-Hüte und Schiffe machen kann. Papa hat zwar streng und ausdrücklich unterzagt, von seinem Schreibtische Papiere fortzunehmen, aber man nimmt ja auch gewissenhafterweise nur „altes, beschriebenes“, das man mit der Schere zu Figuren, Hüten und Flotillen für die Straßengeisse verarbeitet. In Papas Zimmer giebt's aber auch Bleistifte, mit denen man schöne Soldaten zeichnen kann, Oblaten, mit denen man Kästchen zusammenzukleben vermag, dann sind die großen Foli-anten da in der Bibliothek, aus denen man so solide und gemüthliche Häuser baut, in denen man wirklich frohgemuth wohnen kann, dann ist Papas Spazierstock da, auf dem sich's so schön reitet, den man aber auch als In-fanterie-Gewehr gebrauchen kann. Vor Allem aber ist ein Sopha da, aber was für ein Sopha! Nicht so eines, wie in Mamas Stube, auf das man sich nicht einmal setzen darf. Papas Sopha ist ganz anders! Das hat ein Eckchen, ein Eckchen! dahinein kann man sich reclin nach Dergenslust, da ist es so mollig und kuschlich wie nirgendwo sonst im Hause. Man holt sich eine von Papas Pfeifen aus der Ecke des Zimmers, steckt sie sich in den Mund und dann in die Sopha-Ecke, „wie es Vaterchen immer macht“, wenn er so recht gemüthlich ist. Daß das Treiben der Eindringlinge kein geräuschloses ist, versteht sich von selbst. Und dabei soll Einer arbeiten! Es ist geradezu unmöglich bei dem infernalischem Lärm, der nur manchmal durch eine wissenschaftliche Frage an den Vater unterbrochen wird, die ihm zum Nachdenken anregt, wie z. B. durch die Frage: „Papa, was ist falscher, wegen mir' oder wegen mich?“ — So geht der Morgen hin, der gute Papa fragt sich hinter den Ohren in dem Bewußtsein, daß er die ihm gestohlenen Stunden durch nächtliche Arbeit wieder einholen muß.

Alles und überall stehlen die süßen Rangen. Mit wahrhaft kroatistischem Diebesgelüste fallen sie über alle Gegenstände her, ohne Wahl, ohne Schätzung, wenn es nur etwas zu nehmen giebt. Keine Blume im Garten ist vor ihnen sicher, kein Stückchen Papier, auf jeden Faden wird Embargo gelegt, jedes Klüschchen Zeug, jede Nadel ist ihnen gute Preie. Das Sprichwort sagt: „Zeit und Ort macht den Dieb“, aber bei ihnen macht jeder Gegenstand den Dieb. Kässe stehlen sie den ganzen Tag, wo sie nur dazu kommen können, und man läßt sich's ruhig gefallen, ohne nach einem Warum zu fragen. Nicht zufrieden mit all' dem Raube, stehlen sie Einem unversehens auch alle reistlich erwogenen Grundzüge der Pädagogik und Diätetik aus dem Herzen und aus dem Gewissen.

Das Alles ist schlimm genug, ließe sich aber noch ertragen, wenn die Rangen sich nicht mit einer nichtsahnigen Heflerbande verbündet hätten, durch welche sie uns an unserm Geldbeutel arg beschlehen ließen. Die Herren Schuster und Schneider sind gewissenlos genug, zur Verübung solcher Eigenthumsverbrechen sich mit ihnen zu verbrüdern.

Aber nun das Aller schlimmste! Sie stehlen in gewissenloser Eigensucht dem Manne die Frau, die Frau dem Manne. Die Mutter liebst ihren „süßen Jungen“, der Vater häßschelt sein „herziges Töchterchen“. Tritt der Vater des Morgens in die Wohnstube, so sind seine ersten Kässe für die Kinder, die Mutter muß sich mit dem, was übrig bleibt, bescheiden. Die süßen Schmeichelworte: „Seele“, „Herz“, „Engelchen“, welche die junge Gattin früher so beglückten, kommen jetzt den Kindern zu gute, und sie muß sich mit ihrem Vornamen, oder wohl gar mit des Gatten philisthafter Anrede „Mutter“ begnügen.

Den raffiniertesten Diebstahl, den wir leider immer erst zu spät entdecken, fügen uns die Uebelthäter an unserm Leben zu. Wenn sie kommen, sind wir noch jung und frisch, schwarzlockig, allerlei muthwilliger Schalkheit fähig. Sind sie einmal erst da, so können wir die Zeit gar nicht erwarten, bis das erste Zähnen kommt, bis sie auf ihren Füßen stehen und laufen, bis sie das erste Wörtchen stammeln, bis sie der Reihe nach alles Spielzeug haben, das man vor dreißig Jahren selbst „durchgespielt“ hat, dann bis sie das ABC lernen, dann bis sie fertig schreiben können, dann bis sie avoir und tro am Schnürchen haben. Daneben läuft die Sorge für hundert große, kleine und kleinste Krankheiten, für die Schule, für die Turn- und Tanzstunde, für das Schwimmen und Schlittschuhlaufen. Dazu kommen die Ueberwachung der Lectüre, die

Examina, die Wahl des Berufes und des Ehegemahls: keinen Augenblick hat man Zeit, an sich zu denken, und hat man sie endlich, wo man sie haben will, dann ist das Haus leer und man selbst alt und grau geworden, und Spiegel und Kalender wissen keine Antwort auf die Fragen, wo die Haare und die Jahre hingekommen sind. Man macht die Inventur seines Lebens. Was ist aus der Begeisterung unserer Jugend, was aus unseren Idealen, was aus unseren hochfahrenden und ehrgeizigen Plänen, was aus unseren Weltbeglückungsplänen geworden? Für wen haben wir gelebt? Für die Welt? Für die Menschheit? Für den Ruhm? Für irgend einen großen Zweck? — für unsere Kinder haben wir gelebt. So war es von jeher, und so wird es bleiben, so lange die Welt steht. Das ist ein Trost!

Nach § 247 des Deutschen Strafgesetzbuches ist derjenige, welcher einen Diebstahl gegen Angehörige begeht und ihnen Sachen von unbedeutendem Werthe friehrt, nur auf Antrag des Beschädigten zu verfolgen. Wenn nun auch zu diesen „Sachen von unbedeutendem Werthe“ weder die Zeit, noch die Ruhe, noch die Liebe, noch das Leben zu rechnen sind, so werden die Annalen der Strafrechtspflege doch keinen Fall aufzuweisen haben, in dem ein Vater oder eine Mutter als Dammificat gegen sein Kind aufgetreten wäre. Aber als Sühne möge es den kleinen Dieben liebevoll vergönnt sein, sich selbst zu hängen, fest, recht fest an den Hals des glücklichen Vaters und der beglückten Mutter. Dann mögen sie sich fortstrehlen mit dem frohen Bewußtsein der Straßlosigkeit des Rückfalls.



Prinz August Wilhelm, vierter Sohn des deutschen Kaisers, geb. am 29. Januar 1887. Nach einer Photographie von Selle und Kunze in Potsdam. — Siehe Seite 215.

Nachdruck verboten.

Weibliche Erwerbsthätigkeit und häusliche Pflichten.

Von Emma Ladden.

Es ist ein paar Jahrzehnte ist es her, daß die Frauenfrage ernsthaft in Deutschland discutirt ward, daß man den Frauen zurief: „Die Arbeit ist eine Pflicht und Ehre Eures Geschlechtes; sie setzt Euch nicht herab, im Gegentheil, sie adelt Euch und befreit Euch aus unwürdigen Fesseln!“

Wie Wenige beherzigten damals diesen Ruf, indem sie ernstes Muthes daran gingen, dem Gebäude ihres Lebens als Fundament Thätigkeit und Arbeit zu geben. — und jetzt, nach einer so kurzen Spanne Zeit, — wie sind die Verhältnisse verändert. Nicht, daß ich sagen wollte, den Vorkämpferinnen jener Ansichten sei es allein gelungen, den Umsturz herbeizuführen oder gar dem Erfolge, den selbständige Frauen gefunden, — davon ist keine Rede: die bittere sociale Noth der Zeit ist die Lehrmeisterin geworden, die tausende von Mädchen auf Selbstständigkeit und eigenen Erwerb anweist.

Nach wie vor freilich sind nicht die hartnäckigen Stimmen derjenigen verstummt, die da rufen: „Das Weib ist für das Haus und die Familie, jedes Heranstreben ist ein Unding!“ Aber nur Verbobtheit oder Kalttherzigkeit kann also sprechen: man gebe einer jeden Frau einen Wirkungskreis in ihrem eigenen Hause und, wenige Ausnahmen abgerechnet, — das ganze Geschlecht wird nichts Besseres verlangen.

Denn die Natur selbst hat tief in des Weibes Herz die höchste Liebe zu denjenigen Pflichten gelegt, die wir gewöhnt sind, als die heiligsten zu betrachten, und keine einigermaßen

glückliche Gattin oder Mutter wird mit der noch so gut situirten Selbständigen tauschen!

Da sich aber die Mädchen in großer Ueberzahl zu den Männern verhalten, so sind eben unzählige zum durch's Leben Gehen aus eigener Kraft verurtheilt, ganz zu geschweigen von den vielen Frauen und Witwen, denen die Ehe das nicht brachte, was sie versprach. — Verjorgung. Keinem Mädchen steht es an der Stirne geschrieben, ob es sich verheirathen oder ob es ledig bleiben wird, und es ist daher bei den meisten ein Doppel-Ziel im Auge zu halten: die Eigenschaften nicht verkümmern zu lassen, die in der Ehe so nöthig sind: wirtschaftlichen Sinn, Selbstlosigkeit und Freude an weiblichem Wirken, und die Tochter andererseits doch wieder unterrichtet und stark genug zu machen, auf eigenen Füßen durch's Leben zu gehen. Dieses Problem glücklich zu lösen, ist eine der schwierigsten Aufgaben der heutigen elterlichen Erziehung.

Gerade in diesem Punkte wird unzählig gefehlt: wir sehen, wie tüchtige Mädchen, die einen Beruf, für den sie herangebildet wurden, ernst und gewissenhaft ausfüllen, nachher in der Ehe wirtschaftlich nicht aus noch ein wissen, aber wir erfahren es noch bei weitem öfter, wie sogenannte Hausdächter, bei denen man nur an eine Verjorgung durch die Ehe gedacht, geradezu vernichtet dastehen, wenn diese Voraussetzung unerfüllt blieb und sie sich nach dem Tode der Eltern mittellos zurückgelassen sahen.

Was kann nun die Erziehung thun, um diese Gegensätze auszugleichen?

Diejenigen, die sich ernstlich einer Kunst, einem Berufe widmen wollen, müßten, ehe sie die Ausbildung, die dazu erforderlich ist, beginnen, mindestens ein Jahr in Haushaltung und allen weiblichen Handarbeiten, vom Schneidern bis zum Stopfen, unterrichtet und darin beschäftigt werden, damit sie in solchen Dingen nicht unpractisch und ungeschickt bleiben.

Eltern, die ihre Kinder gern bald im eigenen Verdienste sehen wollen, sparen doch ja nicht an dieser Zeit; sie bringt sich auch gesundheitlich ein, denn selten thut ein so fortiges Studium nach der Absolvirung der langen Schuljahre körperlich gut. Die blassen Gesichter der Schülerinnen der Ateliers und Seminarien zeugen davon. Das weibliche Geschlecht hat nur eine so kurze Blüthezeit, und daß selbst diese jetzt nur von einem glücklichen Bruchtheil genossen werden kann, ist ein trübes Zeichen von der Schwere unserer Tage. Und doch kann hier keine Sentimentalität herrschen: zeigt sich ein Talent, eine Begabung, so muß frühe daran gegangen werden, sie auszubilden, denn unsere Zeit verlangt viel: mit Halbheit ist jetzt nichts mehr zu gewinnen. Sobald Eltern bei einer Tochter irgend nach einer Richtung hin eine wirkliche Begabung entdecken, ist es ihre Pflicht, ob es ihnen auch Opfer kostet, dieselbe auszubilden und so ihre Zukunft zu sichern. Eine Kraft, die sich besser verwerthen läßt, aus engherzigem Egoismus zurückhalten, sie dauernd zu Hausdiensten verwenden, ohne den Hintergrund, ihr eine sichere Existenz gewähren zu können, ist schweres Unrecht.

Nun aber giebt es wiederum unzählige Mädchen, die gar kein bestimmtes Talent besitzen, die weder Künstlerinnen, noch Lehrerinnen, noch Buchhalterinnen, noch sonst etwas von dem Wenigen werden können, was man bis heute für die Töchter der gebildeten Stände gefunden hat: aus diesen rekrutiren sich gewöhnlich die „Stützen der Hausfrau“, „Kinderfräulein“, Reisebegleiterinnen und, wenn es hoch kommt, Gesellschaftsfräulein.

Das Angebot zu diesen Stellen übersteigt die Nachfrage bei weitem und es ist nicht zu verhehlen, daß sich gerade unter diesen Klassen viele Leistungsunfähige befinden. Kein Wunder, gehört hierzu doch keine bestimmte ernste Vorbereitung, man denkt: ei, ich habe ja im Vaterhause so gut geholfen, ich kann es wo anders auch. Oft gehen junge Mädchen sehr leichten Herzens in eine Stellung, es ist ihnen zu Hause vielleicht zu langweilig, zu einfach geworden, ihr Eingreifen sollte auch wohl eine Dienerta entbehren helfen, da ziehen sie es vor, „selbständig“ zu werden und fragen wenig danach, welche Pflichten sie etwa verlegen. Erst wenn sie gehen, daß die Fremde kein Dabeim ist, daß es unendlich viel Selbstentäußerung erfordert, in einem fremden Pflichtenkreise, in anderen Interessen aufzugeben, dann kommt die Erkenntniß, was das eigene, ob auch noch so schlichte Heim doch des Guten und Trauten geboten und gleich müden Vögeln die Wanderlustigen heimziehen.

Wohl ihnen, wenn sie gekütert und zufriedener wiederkehren; oft aber hat fremder Hochmuth, den sie ertragen mußten, einen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen, sie sind schroff und bitter geworden und die schönste Eigenschaft, die weibliche Milde, ist von ihnen gestreift. Mädchen doch das alle die jungen Mädchen bedenken, welche ohne wirkliche Nöthigung, nur weil sie Abwechslung oder es besser haben wollen, den häuslichen Herd verlassen. Mügen sie es sich doch klar machen, daß die ersten und beglückendsten Pflichten die gegen die Familie sind, lernen sie dort tüchtig zugreifen und allen Vorkommnissen des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens gerecht werden, so wird sich auch noch später ein Feld der Thätigkeit für sie eröffnen, wenn es einmal für sie keine Familie mehr giebt.

Macht diese Auffassung sich so recht in unserer Mädchenwelt geltend, daß häusliche Talente stets in erster Linie im Rahmen der Familie zu verwerthen sind, so wird auch jener Ueberfluß von Kräften vom Arbeitsmarkte verschwinden, der die Preise so herabdrückt, daß erwerbsbedürftige Mädchen kaum das Nöthige in häuslichen Anstellungen erwerben, geschweige denn etwas für ihr Alter zurücklegen können.

„Eines schickt sich nicht für Alle,“ das ist eine Wahrheit, die auch in der Frauenfrage zu beherzigen ist: von ihrem Gesichtspunkte aus mögen unsere Töchter sich gewissenhaft prüfen, ehe sie zwischen Erwerbsthätigkeit und häuslichen Pflichten wählen.



Flirtation. Von Agnes Stamer. — Siehe Seite 215.

Die Rose.

Novellette von Clara Biller.

(Schluß.)

Julianus Fixer war ein Junggeselle von vielleicht vierzig Jahren, — correct im Beruf, gütig, gewissenhaft, den Frauen innig zugethan, allein in ihrer Nähe stets verzagt. Er war schon etwas lahl, noch immer schlank und ziemlich groß. Bei seinen älteren Kollegen hieß er meist der lange Fixer. Die jungen nannten ihn gern Mondschein-Fixer. Er gab kein helles Licht, warf keinen starken Schatten. Aber ein gewisser milder Schimmer, gepaart mit Klüfterton und Seufzen, schien von ihm auszugehen. Die Mütter sprachen nur: „Der gute Fixer, — ist er nicht der geborene Familienvater, dem nur ein halbes Duzend Kinder fehlten?“ Die jungen Mädchen, — wie der Badtsch Mimi, — spotteten über den „Süßholz-Fixer“. Die älteren jungen Damen sagten zwar nicht viel, aber was sie dachten, war nicht schwer zu errathen.

Fixer's Wirthinnen jedoch hatten unisono stets für ihn geschwärmt. Vom Studenten an war er für sie nur der „Mutter-Fixer“ gewesen. Er rauchte nicht, blies weder Flöte noch Jagot, wußte seine Stiefeln regelmäßig ab, wenn's draußen regnete, und zahlte die Miete meist den Tag, ehe sie fällig war. Kein Wunder, daß sie insgesamt im Widerspruch zu den Müttern erklärten, Julianus Fixer sei zum Junggesellen wie geschaffen.

Frau Kristen, deren „elegantes Garçon-Garni“ er seit drei Jahren inne hatte, war deshalb auch stets bemüht gewesen, Amtsrichter Fixer seinem Junggesellenberufe zu erhalten. Geschickt hatte sie das Gift der Verleumdung in sein argloses, wenn auch etwas kolossales Ohr geträufelt, sobald sie ihn gewissen „verwegenen Angriffen“ ausgesetzt glaubte, denen er — ach, nur zu gern erliegen wär! Schon glaubte sie, er habe die gefährliche Klippe der Anfechtung für immer umschiff, als bedrohliche Symptome ihr von Neuem Sorge machten. Fixer lief trümmersch umher und seufzte mehr als gewöhnlich. Er war mit „Amaranth“ in der Tasche spazieren gegangen. Er hatte lebhaftes Wort über den Sitz seines neuen Grades mit dem Schneider gewechselt. Gestern Abend aber, — unerhört! — war er mit einer halbverwelkten Rose nach Hause gekommen, um „Göbendienst“ mit ihr zu treiben. Und die Nacht, statt sich auf sein großes Ohr zu legen und zu schlafen, wie es des Bürgers Pflicht, hatte er seufzend und stöhnend am Schreibtische zugebracht. Als Frau Kristen gar am nächsten Morgen, — denn wie hätte ihrer Aufmerksamkeit so etwas entgehen können! — die Aufschrift des Briefes gelesen, den diese Nacht geboren, — als sie Fixer mit dem Briefe das Haus verlassen sah, — da sank ihr der Muth. Mit gerungenen Händen blickte sie ihrem Mustermiether vom Fenster nach. Ein Erdbeben, eine plötzliche Baiffe in den Staatspapieren, die sie besaß, — ja selbst eine Aenderung in der Regierungsform ihres Landes, hätten sie nicht mit größerem Entsetzen erfüllen können, als der Verlust, der ihr nun bevorstand.

Da, — gerade als habe der Himmel Erbarmen mit einer verlassenen, verwitweten Garni-Wirthin gehabt, kam Rosel mit der frischgewaschenen Wäsche und dem dazu gehörigen Vorrath an Stadtkaffee die Treppe herauf. Rosel wohnte Regierungsrath Ludwigs gegenüber, deren Tochter die muthwillige, Rosen spendende Mimi war. Als Rosel nun Wäsche und Kaffee abgeliefert und die Küchentür wieder hinter sich zuzog, — ahnete Frau Kristen auf. Ihre Stirn hatte sich geglättet, ein beschafenes Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen; es schien, als werde das Unwetter, das sie bedrohte, sich noch einmal beschwören lassen.

Fixer, der sonst pünktlich vom Gerichte nach Hause kam, trieb Aufregung heute in den Straßen hin und her. War es denn gläublich, daß er vor einem so großen Glücke stand! Er, — der Verzagte, Schüchterne, Unbeholfene, und Fanni, — die Liebe, gute Fanni!

Denn es war ihm ganz unmöglich, an Fanni nur zu denken, ohne ihrem Namen diese beiden Eigenschaftswörter voranzustellen.

Andern ging's freilich gerade so. Vom barfüßigen Jungen ab, der Ludwigs Küche allwöchentlich mit Sand versorgte, bis zum Herrn Präsidenten hinauf, der jährlich einmal, bei der großen Fete, das Haus mit seiner Gegenwart beehrte, empfand jeder in Fannis Nähe etwas von der Wärme, die echte Herzensgüte ausstrahlt, und nannte sie: die Liebe, Gute! Sie war nicht hübsch, auch nicht sonderlich begabt, aber sie hatte ein Herz von Gold, — das einzige Gold, was sie besaß. Regierungsrath Ludwig hatte die elterliche Waise eines Verwandten vor Jahren schon in's Haus genommen, und sie war ein so anhängliches, fleißiges und hülfreiches Hausfräulein geworden, daß er sich oft rühmte, in seinem ganzen Leben kein vortheilhafteres Geschäft abgeschlossen zu haben, als an dem Tage, da er sich verpflichtete, für Fanni zu sorgen.

„Ja, er war recht spät nach Hause gekommen, der grübelnde Herr Amtsrichter, der solchen Schatz für sich begehrte! Frau Kristen hatte ihm sofort angesehen, daß die Geschichte noch nicht recht „perfect“. Nun war's an ihr, zu handeln. Er hatte auch kaum den Kalcot abgelegt und den Stock in die Ecke gestellt, als sie auch schon ihr gelbes, spitzes Gesicht zur Thür hereinsteckte.

„Der Herr Amtsrichter haben geschickt?“

„Kein!“

Und das ganz kurz, mit einer abwehrenden Bewegung, die sie gar nicht an ihm gewöhnt war. Sie ließ sich jedoch nichts merken.

„Der Herr Amtsrichter kennen mich doch . . .“

„Was giebt's denn?“

„Und in den drei Jahren haben der Herr Amtsrichter sich gewiß nicht über mich zu beklagen gehabt . . . denn auf Geld bin ich nie happig gewesen . . . und für eine gute Behandlung spring' ich durch's Feuer . . . Und wenn der Herr Amtsrichter sich erinnern . . . den grünen Kachelofen, den hab' ich nur aus Freundschaft legen lassen . . . ausgemacht war nichts . . .“

Fixer, dessen Gedanken in Sphären weilten, wo man sich nicht durch grüne Kachelofen wärmt, hatte Mühe, zu einem solchen Apparat herab zu steigen . . .

„Ist nachträglich noch etwas zu entrichten?“

„Der Herr Amtsrichter!“ rief Frau Kristen, und nahm sich vor, diese Aussicht auf unerwarteten Gewinn später noch auszunützen. „Wie gerne würde ich schweigen . . . Sie zu kränken, geht mir nah . . . es hat mir . . . schon Thränen gekostet . . . (Bewegung mit dem Taschentuch) . . . daß man ein so edles Herz . . . einen solchen guten Herren . . .“

Fixer verstaute vergebens, aus diesen unzusammenhängenden Worten einen Schluß zu ziehen; aber eine unheilvolle Ahnung

ergriff ihn trotzdem. Er ließ die Arme sinken und starrte schuldbehaft zu Boden.

„Denn es ist ja kein Geheimniß . . . daß Fräulein Fanni . . . Sie zum Besten hält!“

Das war zu viel!

„Schweigen Sie! besetzen Sie den Namen nicht!“ fuhr der sonst so zaghafte Mann plötzlich auf, — „kein Wort weiter!“ Und seine Hand wies nach der Thür.

Sie aber war noch nicht am Ende angekommen, der giftigste Pfeil war noch nicht abgeschossen.

„D, — Sie können ja thun, was Ihnen beliebt,“ — fuhr sie unbarmherzig fort, „hören Sie mich doch nicht an, lassen Sie sich doch zu Spott und Schande machen! Denn die ganze Stadt weiß ja . . . daß Fräulein Fanni Ihnen keine Rosen wirft . . . daß es die boshafte kleine Kröte, — Ludwigs Mimi, — thut, die dazu von ihr angestellt wird . . .“

„D, mein Gott!“ stöhnte der Unglückliche, der plötzlich all sein Glück verschwinden sah, während die Kriften triumphirend weiter sprach:

„Unfereiner, der's gut mit Ihnen meint, der muß natürlich schweigen; aber die Wäsherin Rosel hat die hübsche Geschichte ja längst überall herumgetragen . . . Rosel wohnt Ludwigs gegenüber und hat's mit ihren scharfen Augen selbst gesehen, wie der Badtsch Ihnen die Blume zuwarf, und wie sie auf das verweilte Ding zustürzte, als wär's mindestens eine Kugel mit Dufaten; derweil haben die beiden Fräuleins oben gelacht, daß sie schwarz wurden . . . Aber ich darf meinen lieben, guten Herrn — Thränenkluth — „ja nicht einmal warnen . . . die arme, eheliche Kristen“ — Schluchzen — „wird verstoßen . . .“

Und den Armen der Wirkung ihres Gifts überlassend, wollte sie nun zur Thür hinaus, und wäre so beinahe einer hohen Mauergehalt in die Arme gefallen, welche im Begriff stand, einzutreten. Kräftig schüttelte der Regierungsrath Ludwig, der die letzten Worte gehört und den Zusammenhang ahnte, die erschrockne Frau von sich, schob sie dann sans façon hinaus und verschloß hinter ihr die Thür.

„Mein bester Herr Amtsrichter,“ rief er jetzt dem gequälten Fixer zu und streckte ihm herzlich beide Hände entgegen, — „lassen Sie mich vor Allem Verzeihung erbiten für einen Schelmenstreich, den unsere Mimi verübt . . .“

„Ich weiß . . . ich weiß!“ stöhnte Fixer.

„Mimi, — ich muß es leider bekennen, fühlt über ihre Unthat noch nicht die rechte Reue . . . ja, das schlimme Kind, seit sie Fannis strahlendes Gesicht beim Lesen Ihres Briefes gesehen, maßt sich sogar das Verdienst an, ihrer Cousine zu einem großen Glück verholfen zu haben . . .“

Fixer sah in das wohlmeinende Gesicht des Regierungsrathes, es war ihm jedoch noch nicht möglich, ein Wort hervorzubringen.

„Und wenn Sie,“ fuhr dieser fort, „Ihren Antrag nach dem eben gemachten Geständniß nicht zurücknehmen, — wenn Sie unsere Fanni wirklich lieben . . .“

„D, — mein Gott . . .“

„So, — ja, so scheint es mir das Beste, ich nehme Sie gleich mit mir nach Hause, und . . . Sie lesen da meinem Windbeutel selbst hübsch den Text für seinen Muthwillen.“

„Gott segne ihren Muthwillen!“ stammelte der glückliche Fixer, — „Gott segne ihn!“

Sechs Wochen drauf gab's Hochzeit bei Ludwigs. Der Mustermiether verwandelte sich dadurch in einen Mustergatten, an dem alles Gift, was Frau Kristen während des Brautstandes noch gemischt, sich als wirkungslos erwies.

Nachdruck verboten.

Wien im Spätherbst.

Wien, im November.

„Indian Summer“ nennen es die Amerikaner. „Altweiberommer“ bezeichnen wir es weniger galant, wenn die Sonne noch im Spätherbst wärmend und leuchtend ihre Strahlen auf die Erde sendet, wie sie es heuer gethan. Schien es doch, als wollte sie gut machen; was sie diesen Sommer hindurch verbrochen hat. In Allerseele blickte sie so wohlwollend und warm auf unsere geschmühten Friedhöfe, daß die unzähligen Kränze dufteten und in ihren veredlenden Strahlen prangten und leuchteten, als ob sie eben der Erde entsprossen wären. Ganz Wien strömte zu dieser Zeit zu den Gottesädem hinaus, reich mit Kränzen beladen. An den Tramway-Bögen, Omnibussen, auf den Riechfischen und Equipagen überall hängen und liegen Blumen- oder Blätter-Guirlanden. Im hellen Lichtermeere erstrahlt die Todtenstadt, und zwischen den Kreuzen und Monumenten wandelt eine unabsehbare Menschenmenge. Leute, die sich sonst in den hellerleuchteten Salons begegnen und mit einem Wortschwallde einander begrüßen, reichen sich dort nur stumm die Hände oder gehen mit erstem Grusse an einander vorüber. Vor Allerseele schweigt das geistliche Leben, und erst nachdem man seinen geliebten Todten den Tribut treuer Erinnerung gezahlt, öffnen sich die Salons. Nur das Theater fordert immer sein Recht. In unserer Oper sind es zwei Berliner Bekannte, die starke Zugkraft ausüben, Lola Beeth mit ihren feinen Zügen des Antlitzes, Spieles und Gesanges erobert sich langsam aber stetig die Gunst ihrer Zuhörer; Fräulein Renard hat ihr Publicum im Sturm gewonnen und packt durch ihr dramatisches Spiel, ihren seelenvollen Gesang.

Das neue Burgtheater, das endlich nach vierzehn Jahren vergebenen Hartens seine Thore dem neugierigen Publicum geöffnet hat, ist natürlich von ungemein großer Anziehungskraft, und der Löwenanteil dieser Attraction gebührt selbstverständlich in diesem Momente mehr dem Tempel der Kunst, als den Künstlern selbst. Der Reichthum der inneren Ausschmückung ist überwältigend, und die Harmonie der Farben und Formen wirkt wohlthuend auf unsere Sinne. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei haben ihr Bestes gethan, um der darstellenden Kunst eine würdige Stätte zu schaffen. Vom practischen Standpunkte aus betrachtet, leidet das neue Schauspielhaus freilich an einigen, leider incurabeln Gebrechen.

Die Directionsfrage ist zu Aller Zufriedenheit gelöst worden; wir haben unsern alten Bekannten Förster bekommen, und unser Sonnenhal kann sich wieder ganz der Kunst widmen und seinen Urlaub nehmen, den er als Vice-Director entbehren mußte. Die Vermuthung, eine ungefüllte Ordensschnur hätte ihn bewegt, so unvermittelt seine Demission zu geben, ist nicht stichhaltig, da gerade er vor zwei Jahren durch Ver-

leihung der eisernen Krone der einzige durch einen Orden geadelte Schauspieler unseres Burgtheaters ist. Während war der Abchied vom alten Theater, der Stätte so herrlicher Entwicklung des deutschen Schauspiels. Nach hundertfünfzig Jahren ehrenvollen Bestandes starb es eines natürlichen Todes. Alles weinte. Die Schauspieler auf der Bühne vergossen echte Thränen; das Publicum in den Logen trocknete sich verstoßen die feuchten Augen, jenes im Parterre entfaltete rüchhaltiger die Taschentücher; auf den Gallerien aber kamme der Schmerz keine Grenzen und lautes Schluchzen drang von oben herab. Und als der Sprecher des Epiloges ob eigener Nahrung innehalten mußte, da war der Trennungsschmerz auf seinem Culminationspunkt angelangt. Nun steht das liebe, häßliche, alte Haus verwaist da. Am 3. December sollten erst die Demotivationsarbeiten beginnen, aber sie wurden schon an jenem denkwürdigen Abschiedsabend begonnen. Holz und Stoff wurde unbarmherzig in einer Begeisterung, die keine Schranken kennt, aus den Bänken und Pantons geschneitten, um als Reliquien daheim aufbewahrt zu werden für Enkel und Urenkel. Auch einer unserer ersten Nimen hat sich in's neue Haus vom alten einen Talisman hinübergenommen, einen Splitter von der Schwelle seiner Garderobe, den er, in Gold gefaßt, am Halse trägt.

Das Hauptereigniß der Theater-Saison war aber unbestreitbar das Erscheinen der französischen Tragödin Sarah Bernhardt. Die Reclame ist ihr natürlich vorangegangen; die Toiletten-Pracht, der wieder in Gnade aufgenommene Gemahl Damala, oder der „Damalige“, wie er hier genannt wird, der schon in Verehrtheit gehaltene Sarq, — diese dreifache Begleitung allein hat die Neugierde entfesselt. Man betrachtet Sarah Bernhardt als Curiosum, man begegnet ihr kühl. Nach und nach wird man aber gefesselt, gerührt, begeistert! Die Künstlerin stellt allen Humbug in den Schatten. Das Genre, das sie vertritt, ist kein edles, aber was sie darstellt, lebt und atmet. Sie strich, und wir Alle weinen um ein gekunkeltes Wesen, um ein verfehltes Frauendasein. Ihr Organ dringt in unsere Seele, und sobald das Ohr sich an die ungewohnten Laute gewöhnt hat, ist man entzückt ob der feinen Schattirungen, die sie der Sprache verleiht. Unser Hof, unsere Aristokratie, unsere haute finance, die Kunst, Alles huldigte der Künstlerin. Und ihre Toiletten! Wer sie beschreiben könnte! Das sind keine Röcke und keine Nieder, sondern nur prächtige Stoffe, um den Körper gewunden und hier und dort mit einer Agraffe, einer Schalle, einer Blume befestigt. Im geeigneten Momente des Affectes löst sich die Agraffe und der schillernde, meergrüne oder granatrothe oder weiße, goldgestickte Stoff fällt in losen Falten längs der Gestalt herab. Sie ist voller geworden, diese schmieglame, eichsenartige Frauengestalt. Wie echter Beude Utaut bearauchte sie die Wiener, die dann, beschämt ob ihrer Schwäche, reumüthig zum gediegenen Burgunder des heimischen Schauspiels zurückkehrten.

Mit dem neuen Jahre beginnen die großen und kleinen Soireen und Bälle, da werde ich meine geehrten Leserinnen in unsere verschiedenen Salons einführen und ihnen die Welt zeigen, in der man sich unterhält oder — langweilt. Auf Wiedersehen! —

Jose Frein von Schneider-Arno.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Baldwin Groller, der Verfasser der gegenwärtig in unserm Blatte veröffentlichten Novelle „Die Last des Goldes“, wurde am 5. September 1848 in Ungarn geboren und in Dresden erzogen, wo der bekannte, feinsinnige Dichter Albert Mober sein Erzähler war. Mober, mit dem Groller in inniger Freundschaft lebt, führte den jungen Mann namentlich in die griechische Literatur



Handwritten signature of Baldwin Groller.

und Philosophie ein. Schon als Student war Groller vielseitig publicistisch thätig. Literarisch „entdeckt“ wurde er dagegen von Ernst Keil, dem Verleger der „Gartenlaube“, während er seine erste größere Erzählung, die prächtige Geschichte „Prinz Alog“ in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ veröffentlichte. Dieser Novelle voraus gingen zwei Bände kleinerer Geschichten: „Junges Blut“ und „Weltliche Dinge“; ein einbändiger Roman: „Gräfin Aranka“

folgte ihr. Grollers hervorragendster Vorzug ist sein köstlicher Humor, ein urgeunder, herzerfrischender Humor, der nichts Gefünsteltes und nichts Geanästhetes an sich hat, sondern aus voller Seele quillt. In seinen kleinen feinskizzenhaften Skizzen zeigt er die große Kunst, aus einem Nichts ein farbenprägendes, blendendes Etwas zu gestalten. In letzter Zeit hat Groller sich auch der dramatischen Production zugewandt. Sein Lustspiel „Kleine Gefälligkeiten“ wurde vom Wiener Burgtheater und mehreren anderen Bühnen zur Aufführung angenommen.

Zwei Kaiserjöhne. Siehe die Bilder auf Seite 209 und 212. — Die fünf Söhne des deutschen Kaiserpaars sind der Stolz der ganzen deutschen Nation, echte kräftige und kernige Hohenzollern-Sprossen, mit dem ernsten Zuge des kaiserlichen Vaters in den freischen Knabengesichtern und dem wundervollen blonden Haar und den blauen Augen ihrer kaiserlichen Mutter. Zwei der kaiserlichen Prinzen schauen dem Leser aus der heutigen Nummer entgegen. Prinz Adalbert von Preußen, geboren am 14. Juli 1884, erhielt seinen Namen zum Andenken an den ruhmreichen Begründer der deutschen Flotte; im kecksamen Matrosen-Anzuge sieht er fesselgerecht auf dem Schaukelstuhle, das ihm gewiss nicht wilde Galoppfrünge genug machen kann, wenn sein Reiter in ausgefallener Kinderfreude es mit der Peitsche antreibt. Prinz August Wilhelm von Preußen, das vorjüngste der kaiserlichen Kinder, geboren am 29. Januar 1887, trägt noch das kurze gestülpte Kinderkleid. Aber wie er sich entwickelt wird, geht schon jetzt aus der energiegelassenen Bewegung hervor, mit der er sich auf seinen treuen Spielgefährten, den gewaltigen Bernhardiner, stützt.

Mixtation. Von Agnes Stamer. Siehe das Bild, Seite 213. — Im Allgemeinen sind die Tanzpaare an einem Ball-Abende nicht eigentlich das, was für die junge Welt den Reiz eines solchen Ausmaßes macht. Wenn diese allein zu bestimmen hätte, ginge die Musik von einem Tanz in den anderen über und spielte ohne Aufhören „Die Rosen aus dem Süden“, den Gagliostro-Walzer und die „schöne blaue Donau“. Aber es giebt auch Ausnahmen. Wenn in einem lauschigen Nebenzimmer sich eine sympathische Gesellschaft zusammenfindet, drei Freundinnen etwa, ein älterer, lebenswürdiger Herr, der das Courtmachen noch nicht ganz verlernt hat und doch schon als würdiger Ball-Onkel gelten kann, und der „Löwe“ der Gesellschaft, der nicht nur ein guter Tänzer, sondern auch ein geistreicher Gesellschafter ist, jung, elegant, brünett natürlich mit dunklen, blühenden Augen, — die blonden „Löwen“ sind im Salon merkwürdig selten, — dann kann die Tanzpause höchst anziehend sein und es kommt wohl vor, daß die Musik viel zu früh wieder einsetzt und daß der Tänzer, welcher seine Tänzerin diesem Kreise zu entführen erscheint, mit gar nicht freundlichen Blicken empfangen wird. Man unterbielt sich so gut, — nicht nur mit Worten natürlich; Augen, die sich aufliegend begegnen, ein vielsagendes Nicken, das doch zu nichts verpflichtet, eine Bewegung mit dem Fächer, ein Neigen des Hauptes, — das Alles belebt die Unterhaltung viel mehr, als das geprühlene Wort selbst. Die deutsche Sprache hat keinen Ausdruck für diese Art der Unterhaltung, wie für so manche Eigenthümlichkeit des Gesellschaftslebens und das Fremdwort unentbehrlich ist. Auch die französische Sprache hilft uns hier nicht, denn mit „Coquetterie“, mit dem gegenseitigen Gefallenwollen, ist zu viel und zu wenig gesagt. Das englische „Mixture“ ist das richtige, wenn auch Engländer und Engländerinnen nicht allein Meister darin sind, diese Art der Unterhaltung mit Geist und Grazie zu führen.

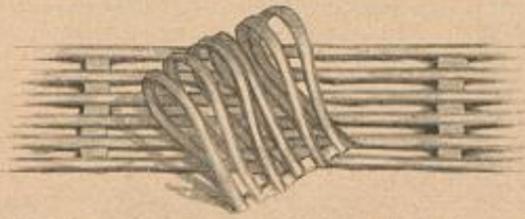
vention abzuholen. Der Protector war Herzog Max in Baiern, die „Vögel“ aber, die ihm am selben Morgen das Christkind gebracht hatte — die jetzige Kaiserin-Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn.

Montpellier. — Die Damenwelt Montpelliers befindet sich in hochgradiger Aufregung. Die männlichen Theaterbesucher haben nämlich eine Pittschrift an den Maire gerichtet, er möge eine Verfügung treffen, nach welcher die Damen vor der Vorstellung ihre Hüte in der Garderobe abzulegen hätten. Mit einer galanten Wendung heißt es darin, daß eine hübsche Schleiße im Haare den Reizen der Zuschauerinnen durchaus nicht schaden werde, während sie dem starken Geschlecht erlaubt, das Schauspiel mit größerer Bequemlichkeit zu genießen. Gegen diese „unerhörte Vergewaltigung“ verwarfen sich nun die Töchter Montpelliers in großer Zahl und erklärten, daß sie, falls diese Maßregel getroffen werden sollte, mit „monumentalen Coiffuren“ im Haare in's Theater kommen würden. Vor dieser Drohung zittert das starke Geschlecht, und es werden bereits Schritte gethan, jenen Antrag zurückzuführen.



Kadenz aus im Einzelnen verboten.

Berlin. — In den beliebten Schleifen und Rosetten aus ganz schmalen Bänder webt man letzteres jetzt in höchst practischer Weise, derart, daß je sechs Bändchen in gleichmäßigen, der Länge



einer Schlinge entsprechenden Entfernungen durch querlaufende Seidenfäden verbunden sind. Sollen die Schlingen ausnahmsweise länger sein, so lassen sich die verbindenden Fäden mit leichter Mühe entfernen.

— Unserer alten bewährten Fries- und Plüsch-Schlafdecke erhebt ein sehr gefährlicher Concurrent durch die im Auslande längst bekannte und geschätzte seidene italienische Schlaf- oder Reisdecke. Von außerordentlicher Weiche und daher warm und annehmlich, ist diese Decke in den verschiedenen Farben-Zusammenstellungen des römischen Streifenmusters auf weißem, hochrothem, blauem oder olivgrünem Grunde vorhanden und läßt sich trotz ihrer Größe zu einem kleinen Paket zusammenschmallen. Bei dem außerordentlich billigen Preise (15 Mark) findet die Decke auch zu Portieren, Thüren- oder Fensterdrainungen u. Verwendung.

Paris. — Wenn eine Premiere in der Comédie française einen literarischen Genuß gewährt, so ist sie für das Auge nicht minder genüßreich, da die Künstlerinnen dieser Bühne ihre Toiletten mit derselben Sorgfalt wie ihre Rollen studiren. Nach würden ihnen die Pariserinnen, die im Punkte der Toilette äußerst kritisch sind, einen Vorstoß gegen die Eleganz oder einen Wangel an Geschmack scharflich vergeben. In „Pepa“, Lustspiel von Meilhac und Claret, trug Fräulein Bartet als Koole d'Joonne, eine junge, sehr elegante Frau, im ersten Akt mausgraues und althroten Sammet in der Weise geordnet, daß ersterer Schleppe, Hüden und Aermel, letzterer die im Zusammenhang geschnittenen Vordertheile der Robe bildete. Den rothen Sammet bedeckten mausgraue Stickereien,



und ein schmaler, boartiger Pelzbesatz theilte das ganze Decant in drei Theile. Den von einer Krone grauer Federn überragten grauen Sammethut schmückte vorn eine grüne Sammettschleiße, die sich auf dem grauen Muff sammt den Federn wiederholte. Im



zweiten Akt erschien dieselbe Künstlerin in einer ungemein reichen Haus-Toilette. Ueber blasrothe Joille fiel ein Schleppe aus weißem Crepe de Chine mit breitem, bis zum Gürtel großem aufsteigendem Volant, und dieses kostbare Untergewand schaute zwischen den vier gestülpten Rodbahnen eines sonst völlig zusammenhängend geschnittenen Leberkleides aus blasroth, mit pfauenblauer Seide gestickter Joille hervor. Unsere Skizze giebt genau das Muster dieser auch die Cröpe-Aermel und den Volant schmückenden Stickerei wieder. Als eine seltsame Caprice erschien im ersten Augenblicke der Pelztragen, welcher ohne Zusammenhang mit dem herzförmigen Ausschnitt des Kleides um den Hals geschlungen war, indessen hab er den Kopf sehr wirksam von der Büste ab und verlieh dem Gesicht einen bedeutenden Ausdruck. Fräulein Ri-

chenberg, welche ein excentrisches, nach amerikanischen Principien erzogenes junges Mädchen darstellte, trat im ersten Akt in einer rosa Joille-Robe auf, deren Rod und Kermel je drei Reihen Jetborte säumten, während die Revers der schloßlosen Taille jetgestickter Tüll bildete. Eine lange schwarze Boa stand zu der jarten Toilette in einem eigenthümlichen, reizvollen Gegensatz. Entzückend aber war das feste Hüßchen, das zugleich dem Charakter der Rolle auf's Glückseligste entsprach. Von schwarzem Sammet und mit rosa Joille gefüttert, zeigte es innen drei Reihen Jetborte und als äußere Garnitur einen vollen Tuff schwarzer und rosa Federn. Im zweiten Akt trug die anmuthige



Künstlerin eine Toilette aus weißer Pekin-Seide mit Gold- und Perlen-Stickereien. Die hinten glatte, vorn leicht drapirte Tunika öffnete sich auf der einen Seite durch perlengestickte Aufschläge und ließ die Stickerei des Rodes, ein grazioses Motiv aus Goldfäden, sehen. Dem runden Ausschnitt der Taille schloß sich eine Tüllpasse mit Perlenstickerei an, welche letztere auch die vom Ellbogen sehr engen Aermel schmückte. Ein schmales Band gürtete, mit kleiner Schleiße geknüpft, die Taille. Gut aus dunkelgrünem, gepufftem Sammet mit weißgesticktem Vogel als Garnitur. Der dritte Akt zeigte Fräulein Reichenberg in einem lichtgrünen Seidenkleide, dessen linke Seite ganz glatt war, während über die rechte eine mit hellbrauner Seide gestickte Bahn fiel. An der Taille war dieselbe leicht zurückgeschlagen und bildete einen kleinen flatternden Kevers. Die braune Stickerei auf dem blasgrünen Seidengrunde übte eine äußerst günstige Wirkung aus; ebenso der Schnitt der Robe, der, zwischen dem Genre Empire und der Form des Leberkleides vermittelnd, sich voraussichtlich die allgemeine Gunst erobern wird.

— Die kleinen Nebendinge in der Toilette spielen oft eine größere Rolle als diese selbst, können doch gerade sie einen sonst einfachen Anzug in überraschender Weise heben. Da giebt es z. B. reizende kleine Taschenmüßchen aus bronzefarbenem Plüsch mit heller nuanenreinem Schleifenschmuck ausgestattet, oder mit breiter orientalischer Spitze und Bordüre. Die für den Winter so practischen Promenaden-Handschuhe aus grauem Wildleder in Mousquetaire-Form schmücken sich mit breiten zackigen Stulpen, welche überzulegen sind und beliebig fortbleiben können. Unter den feinen und feinsten Wollstrümpfen giebt es solche mit farbiger Stickerei, so schön, daß sie getroßt mit dem kostbaren Seidenstrumpf in Wettbewerb treten können.



Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Der Verein Frauenheim, der sich bekanntlich die Aufgabe gestellt, alleinstehenden gebildeten Damen ein behagliches, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechendes Dasein zu gewähren, hat in diesem Jahre einen wesentlichen Schritt vorwärts gemacht, indem er seinem ersten, im Jahre 1875 erbauten Hause nunmehr ein zweites hinzugefügt hat, das am 1. April 1889 seiner Bestimmung übergeben werden wird. Dasselbe umfaßt vierzehn Wohnungen im Preise von 70 Mark bis 230 Mark für das Jahr. Leider gestatten die Mittel des Vereins noch nicht, directe Wohlthaten zu erweisen, vorläufig kann der Verein nur gegen Zahlung sehr billige Wohnungen mit allen Bequemlichkeiten gewähren. Ein schöner Garten steht zur Verfügung der Damen, eine Bibliothek und mehrere Zeitungen und Schriften, sowie ein gemeinschaftlicher Speise- und Lesesaal sind zur gemeinsamen Benutzung vorhanden; auch wird der Rath der Vorstandsmitglieder den alleinstehenden Damen jederzeit mit Vergnügen gewährt. Die Häuser des Vereins liegen in Groß-Charlottenburg, wenige Minuten vom Anhalter Bahnhof entfernt, in gesunder und zugleich bequemster Lage. In dem neuen Hause, das jederzeit gern zur Verfügung der Residenten offen steht, sind noch einige Wohnungen zu vergeben; jede gewünschte Auskunft hierüber giebt mit größter Bereitwilligkeit der Schatzmeister des Vereins, Herr Commerzienrath Fritz Kühnemann, N. Gartenstraße 21, Berlin. Da die Nachfrage nach diesen Wohnungen immer eine sehr rege ist, empfiehlt es sich, möglichst bald sich zu melden, um die große Annehmlichkeit, die der Verein gewährt, sich nutzbar zu machen.

München. — Am Starnberger See erzählt man sich eine kleine Geschichte, die an dem Tage sich ereignete, an welchem im Hause des kürzlich verstorbenen Herzogs Max in Baiern, des Vaters der österreichischen Kaiserin, sich ein glückliches Familienereigniß vollzog. Es war am Weihnachtstage des Jahres 1837. Ein Herr, der durch seine hohe, ritterliche Erscheinung auffiel, ging am Ufer des Sees spazieren. Da kommt ein altes Mütterchen des Weges daher, auf dem Rücken eine schwerbeladene Holzbutte, mühsam vor sich hinstehend. „Na, wohin geht's denn, Frauert!“ frug der vornehme Herr die Alte. — „Nach Mairingen 'über, zu meine Leut'.“ — „Na, warum laßt's Euch denn nicht 'überführ'n?“ — „Überführ'n? Jessas, das kost' ja an Groschen! Du mein, wo lämert i denn da hin? Wir' schon noch z'recht kumma zum Christbaum!“ — „Was wird's Euch denn bringen, z'Christkindl?“ — „Na, nit z'viel, wie's halt bei arme Leut' schon geht! Kranke hom mir auch z'haus; bring' Ihner halt was z'essen 'über, müssen schon zufrieden sein. Gna' Herr wern's g'wis' besser haben!“ — „So, so, glaubt Ihr? Heut' triff's wirklich zu. z'Christkindl is in aller Gottesruh bei uns einkehrt, hat uns o schön's Madel' bracht, Vösel wird's heißen. Aber jetzt mach't's Euch wieder auf'n Weg. Da nehmt's den Silbergulden und sahrt hinüber zu Care Leut', und dann kommt's wieder zurück in's Schloß nach Poffenhofen, da wird Euch's Christkindl erwarten, es kann heut' nit 'über kommen nach Mairingen.“ Und am Mittag erschien die Alte mit ihrem Sohne pünktlich im Poffenhofener Schloße, wo sie so reichlich beschenkt wurde, wie sie sich es niemals hätte träumen lassen. Außerdem erlaubte ihr ihr Protector, sich an jedem Ersten eines Monats einzustellen und sich eine Sub-

Handarbeiten.

Kadenz aus im Einzelnen verboten.

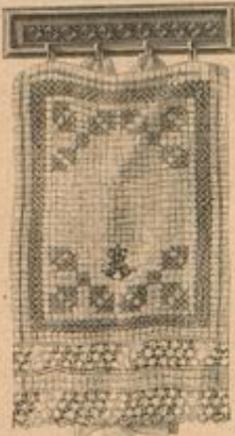
Weihnachts-Arbeiten.

Der heilige Abend naht und mit dem wiederkehrenden Feste auch die wiederkehrende Sorge, wie wir jeden unserer Lieben durch eine kleine, selbstgearbeitete Gabe erfreuen können! Obgleich die technischen Nummern des laufenden Jahrganges unserer Zeitung in gewohnter Weise mancherlei reizende kleine Arbeiten brachten, sind wir doch darauf bedacht gewesen, die Auswahl noch durch einige der allernuesten Fertigkeiten zu bereichern. Zunächst ein Papierkorb aus japanischen Kreppbildern. Die 36 Cent. hohe Grundform, — der Boden hat 24 Cent. im Durchmesser, — ist aus Carton hergestellt; Wand und Boden werden außen und innen recht glatt mit den durch unsichtbare Stiche gehaltenen Kreppbildern, die in jedem japanischen Geschäft käuflich sind, bekleidet, alsdann an den



Rufenrändern mit rothem oder blauem Wollband eingefast und durch überwendliche Stiche verbunden. Rücks' aus rothem, aufgeschlagenen Streifen Schweizerkattun oder

Kasimir. In gleicher Weise fertigt man auch Standtuch-Körbchen, Wärentaschen, Briefmappen zc. Das Geldtäschchen ist mit Gordinet-Seide in zwei Farben gehäkelt. Auf einem zur Rundung geschlossenen Anschlag von 70 Luftmaschen häkelt man 23 bis 25 Touren in festen Maschen, und zwar mit jeder Farbe 25 Maschen, jedoch treten die Farben in jeder Tour um 1 Masche vor, sodass sie die Höhe schräg durchschneiden. Den Arbeitsfaden läßt man von einem zum andern Mal auf der Rückseite liegen, wobei zu beachten, daß sich die Fäden der Arbeit nach anlegen. Mit einer der Farben wird das so entstandene, später mit seidenem Futter versehene Stüchchen noch rings am oberen Rande begrenzt und am unteren Rande geschlossen, indem jede feste Masche zwei einander gegenüberstehende Maschen erfährt. Dann häkelt man am oberen Rande rings 1 Stüchchentour (1 St., 1 L.), theilt die Maschenzahl und vervollständigt jede Hälfte noch durch etwa 3 hin- und hergehend gearbeitete Stüchchen-Touren, welche am Rande dem Metallbügel eingeklemmt werden. — Aus einem roth karrirten leinenen Wischtuch von 88 Cent. Länge zu 62 Cent. Breite ist das Ueberhandtuch hergestellt. An einer der Breitseiten des Tuches erscheint die Borte abgetrennt, schmal umgefäumt und vermittels eines 10 Cent. breiten, mit ungelochter harter Baumwolle (Nr. 2 1/2) gehäkelt einnähes wieder angefügt; passende Spitze am unteren Rande. Mit kräftiger rother Strohbaumwolle sind die je ein Carreau des



abgetrennt, schmal umgefäumt und vermittels eines 10 Cent. breiten, mit ungelochter harter Baumwolle (Nr. 2 1/2) gehäkelt einnähes wieder angefügt; passende Spitze am unteren Rande. Mit kräftiger rother Strohbaumwolle sind die je ein Carreau des



Musters umfassenden Spinnen sowie Handverzierungen und Gebäuden angeführt; Schiffe in Plattlich-Steinerei. — Ein hübsches, praktisches Geschenk bildet ein schwedisches Tischstein, der von unverwundlicher Dauerhaftigkeit ist, da ein leichtes Wreiben mit Sandpapier genügt, ihn von den Lintensfäden wieder



zu reinigen. Man erhält diese Tischsteine (s. Bezugsquellen), je nachdem man sie mit Malerei, Lederstich, Niharbeit oder Steinerei verziern will, mit Holz- oder Metallplatten zc. montirt. Des Zeichnens und Malens Kundige freuen durch das Fleischartigen und den zierlichen Kinderstuhl an die vielen hübschen, mit dem Brennholz zu verzierenden Holzgegenständen erinnert, ebenso möge ihnen die Mappe zur Anregung dienen. Letztere ist in braunem Tuch montirt und zeigt eine in Oelfarben auf einer Metallplatte angeführte Malerei. — Mit vielem Geschick ist das zu einem Arbeitskörbchen bestimmte, glänzend ausgefärbte Segelboot aus einem Binsenkörbchen hergestellt. Letzteres nicht an der Vorlage 9 Cent. Höhe, bei einem mit blauem Atlas besetzten Innenraume von 9 Cent. oberer Breite zu 55 Cent. Länge. Ueber den Mitteltheil legt sich ein 12 Cent. breiter, mit schmaler Goldspitze und Seidenfranze umrandeter Teppich, dessen überhängende Enden zur Aufnahme von Stoff, Stüchchen zc. dienen, während das innen an dem Teppich angenähte Band Schere, Nadelbüchse, Pflanz zc. aufnimmt. Dieser Teppich ist aus leichtem, buntfarbig ausgefärbtem Wollendamaft hergestellt. Die überpflanzte Bant aus Carton im Schiffchen dient als Nadelständer, eine kleine Arbeit findet im Cassin-



dem Teppich angenähte Band Schere, Nadelbüchse, Pflanz zc. aufnimmt. Dieser Teppich ist aus leichtem, buntfarbig ausgefärbtem Wollendamaft hergestellt. Die überpflanzte Bant aus Carton im Schiffchen dient als Nadelständer, eine kleine Arbeit findet im Cassin-

raum Platz, dessen Ueberdachung aus gelbem und blauem Fläch bestehend, mit Atlas gefüttert und am oberen Rande durch Gummizug eingehalten ist. Holzerner Strick- und Häkelnadeln vertreten die Stangen des aus grauem Leinen mit gelbem und blauem Stepplinien verzierten Segels und die der gleichfalls gelb und blau gehaltenen



Rahmen aus Atlasband. Das Reh birgt Hingehut, Wachs zc.; Trennmesschen als Fisch an goldener Angelschnur, Fädelnadel als Auler zc. — Die aus einem Ei gefertigte Kumpel bietet einen reizenden Schmuck für den Weihnachtsbaum; das rohe, sauber ausgegossene und glatt beschnittene Ei wird dazu mit zierlicher Malerei, die erleuchtete Häuser, gestirnten Himmel, Leuchtturm oder dergleichen darstellt, angefattet; Fenster, Sonne, Mond oder Sterne sind mit einer spitzen Schere zu durchstechen; alsdann befestigt man zur Erleichterung am Boden der Kumpel ein kurzes Stearin- oder Wachsticht und gießt den übrigen Raum bis zur Höhe des Lichtens mit gleicher Masse aus. Das Gehänge ist aus Silberfiligran gefertigt.

Kalt-Email-Malerei nennt man ein neues Verfahren, Gegenstände aus Cuivre poli, wie Leuchter, Schreibzeuge, Schalen, Rahmen zc. farbig zu verzieren und ihnen das Aussehen echter Emailirung zu verleihen. Es geschieht dieses, indem man den Grund zwischen den getriebenen Figuren mit Oelfarbe ausmalt, sodass sich jene in reinem Goldglanz von der bunten Fläche abheben. Hat der Pinsel hier oder da die Musterung selbst berührt, so läßt sich die frische Farbe mit einem Leinwandlappchen entfernen. Man kann in dieser einfachen Ausführung reizende Effekte erzielen, doch müssen die Farben harmonisch abgestimmt und wirkungsvoll vertheilt werden. An dem dargestellten, 17 Cent. im Quadrat großen Unterfasse sind die einzelnen Felder, wie es der naturgroße, halb fertige Theil zeigt, abwechselnd roth und blau gemalt, wodurch sich schräge Streifen bilden; weiße Nissen grenzen die einzelnen Felder von einander ab.



Wunderthätliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachts-Gebäck.

Brauner Thorer Pfefferkuchen. Man löst 1/2 Kilo Honig mit 1/2 Kilo Zucker dick ein, bis beim Eintauchen eines Löffelstieles die Masse hängen bleibt und sich zu einer Kugel drehen läßt; dann mischt man ihn, sobald er abgekühlt ist, mit einem Kilo gehäuteter, groß gewiegter Mandeln, mit etwas Zimmt, gestohlenen Keifen, Cardamom, Muskatnuss und 16 Gramm Pottasche, die in ein wenig Franzbranntwein aufgelöst wurde; zuletzt giebt man auf den festem Teig ein. Nachdem derselbe über Nacht an einem warmen Orte aufgang, bleibt er weitere 24 Stunden luftig und kühl stehen und wird dann fingerdick ausgerollt. In beliebige gröbere oder kleinere Stücke getheilt und mit halben Mandeln rosettenartig verziert, wird der Kuchen in mäßig heißem Ofen gebacken und nach dem Erkalten, mit einer Eiweißglasur überzogen, einige Minuten im Ofen getrocknet.

Nürberger Lebkuchen. Acht Eier werden mit 1/2 Kilo feingestiebten Zucker eine halbe Stunde geschlagen, dann thut man die sehr fein geschnittene Schale einer Citrone und einen Eßlöffel gestohener Gewürze von folgender Zusammensetzung hinzu: auf zwei Theile Zimmt je einen Theil Gewürznelken und Cardamom. Ferner giebt man hinzu einen Eßlöffel fein geschnittenes Citronat, 1/2 Kilo Mandarinen, geröstete und geschnittene Mandeln und 1/2 Kilo trocknes, bestes Mehl. In einer glatten Masse verrührt, formt man diese zu Kuchen, die, auf Platten gesetzt, in mäßig heißem Ofen gar backen müssen.

Pfefferkuchen-Rüfle. Man reibe 1/2 Kilo Butter mit 1 1/2 Kilo Mehl, thue 1/2 Kilo feingestiebten Zucker, etwas gestohlenen Ingwer und geriebene Muskatnuss hinzu, vermische alles mit 1/2 Kilo Syrup zu einem steifen Teig und forme daraus kleine, nußgroße Kuchen, die, auf Papier gesetzt, in mäßig heißem Ofen gebacken werden.

Weiße Pfefferküsse. Man schlägt hierzu 1/2 Kilo feingestiebten Zucker mit 4 ganzen Eiern und etwas Orangen- oder Rosenwasser

(schaumig, giebt 1/2 Kilo Mehl, gewiegte Citronenschale und 16 Gr. in Franzbranntwein aufgelöste Pottasche hinzu, formt von dem Teig kleine Kugeln, die, auf ein mit Mehl bestreutes Blech gesetzt, langsam gebacken werden; nachdem sie aus dem Ofen genommen worden, werden sie abgekühlt und mit einer Eiweißglasur überzogen.

Rosen-Rüfle. Hierzu nimmt man 1/2 Kilo Mehl, 1/2 Kilo feingestiebten Zucker, 2 Eier, 1/2 Tassen voll Rosenwasser und 2 Gr. pulverisiertes Hirschhornsalz. Sobald die Eier mit dem Zucker schaumig geschlagen sind, giebt man die übrigen Bestandtheile hinzu, färbt den Teig mit ein wenig in Wasser aufgelöster Cochenille roth, formt kleine Kugeln und läßt diese recht langsam mehr trocknen als backen.

Pomeranzen-Rüfle bestehen aus 1/2 Kilo gestohlenen Zucker, 1/2 Kilo Mehl, 3 ganzen Eiern, 50 Gr. candirter Pomeranzenschale, 50 Gr. Citronat, — beides feingehacktes, — und 2 Gr. Hirschhornsalz. Ferner fügt man Mehl, Citronat zc. hinzu; sobald der Zucker mit den Eiern schaumig geschlagen ist, bestreicht man das Kuchenblech mit Wachs und bäckt die Masse, zu Kugeln geformt, hellbraun.

Die für einzelne Recepte angegebene Eiweiß-Glasur, mit der man die betreffenden Kuchen überzieht, wird folgendermaßen bereitet: 1/2 Kilo sehr fein gestohener und gesiebter Zucker wird in einem Kaps mit dem Saft 1/2 Citrone und ein wenig Eiweiß so lange gerührt, bis sich eine ganz glatte weißliche Masse gebildet hat, die so dick sein muß, daß, sobald ein wenig davon genommen und langsam abgetropft wird, der abgenommene Theil sich erst allmählig mit dem Ganzen verbindet. Mit dieser Glasur werden die Kuchen etwa messerrückenstark bestrichen, und man braucht sie nur einige Augenblicke im Ofen zu trocknen, um sie blank zu bekommen. Auch kann man sie mit Alkermes roth und mit geschmolzener Schokolade braun färben; allerdings muß sie dann noch trockner eingerührt werden, damit sie nicht zu dünnflüssig wird und abläuft.

Mazipan besteht ebenfalls aus Mandeln und Zucker, und zwar zu gleichen Theilen, je 1 Kilo Mandeln auf 1 Kilo Zucker. Nachdem die Mandeln in angegebener Weise abgezogen wurden, reibt oder stößt man sie möglichst fein mit einigen Tropfen Rosen- oder Orangenblüthen-Wasser. Mit dem Zucker vermischt, thut man sie in eine gut verginnte oder emailirte Casserole und rührt sie auf ganz schwachem Feuer so lange, bis die Masse beim Betupfen mit dem Finger nicht mehr an demselben hängen bleibt. Auf den mit feinem Zucker bestreuten Tisch geschüttet, wird der Mazipan zu einem länglichen Stück zusammengeformt und bleibt, in Papier gewickelt, vor dem Gebrauche erst eine Weile an einer kühlen Stelle ruhen. Die Verwendung ist eine ganz verschiedene, indem man einmal einfach kleine Brezeln, Sterne oder Ringe aus demselben bildet, die mit dem Kneipfen gestrichelt, mit Zucker bestreut und mit einer glühenden Schaufel gebräunt werden können, oder indem man von dem Teig 2 etwa federtielbide Platten ausrollt, von denen die eine, mit Himbeer- oder Ayrifosen-Marmelade bestrichen, mit der anderen bedeckt wird. In beliebige Stücke geschnitten, wird dieser „gefüllte“ Mazipan mit einer Eiweiß- oder Fondant-Glasur bestrichen und in ganz gelinder Ofenhitze getrocknet. Sehr ähnlich dieser letzten Art ist der berühmte Königsberger Mazipan; der einzige Unterschied besteht darin, daß man statt der beiden Platten verzierte, mit Mazipan-Streifen, verschiedenen eingemachten Früchten geschmückte Torten, Herzen u. s. w. formt, die mit einem sehr dicken Zuckerguß glasirt werden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Holzwanne. — Wer kann mir ein Mittel zur Vertreibung von Holzwürmern angeben? Langjährige Abonnentin in Ungarn.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kleidung der Kupferstecher im Mittelalter (192). — Die Kupferstecher haben im Mittelalter und auch in der Folgezeit keine Genossenschaften gebildet; sie haben daher auch nie eine ihrer Gesamtheit gemeinsame Devise oder Kleidung geführt. Jost Numan, Maler, Kupferstecher und Formschneider (1539 bis 1591), der sich selbst in seiner Thätigkeit in dem Werkchen: „Eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden, beschriebenen vund in deutliche Reime gefasset durch Hans Sachs, Frankfurt a. M. 1574“, darstellt; ist auf diesem Bildnisse in die gewöhnliche Tracht seiner Zeit gekleidet: geschlitztes Wamms, welches um die Hüften durch einen Gürtel gehalten wird, Pluderhosen, Strümpfe und Schuhe.

Wäsche-Ausstattung (184). — Zwei treue Karlsbader Abonnentinnen erlauben sich, die Zusammenstellung einer Ausstattung zu überlegen, wie sie sich nach practischer Erfahrung für einen gut bürgerlichen Hausstand bewährt hat: 3 Dhd. Hemden, 6 Nachthemden, 1/2 Dhd. Fiqués, 1/2 Dhd. gewöhnliche Nachtsachen, 18 Nachthauben, 3 Dhd. Strümpfe, der heutigen Mode entsprechend, 4 Dhd. Taschentücher, in Leinen und Watist, 3 Dhd. Beinkleider von Shirting und Varchent, 6 Anstandsbröcke, 3 Flanell-, 6 weiße Röcke, 3 Frisirmäntel, 3 Dhd. Leinentücher, 12 Bettzüge, 3 Mädchenbezüge, 6 Tischtücher, 24 Servietten, 6 Kaffeetücher mit Servietten, 4 Dhd. Handtücher, 1 Dhd. Mädchenhandtücher, 1 Dhd. Gläsertücher, 2 Dhd. Waschtisch-Handtücher, 2 Dhd. Staubtücher.

Jean v. S. in Charlottenburg. — Das Thema ist doch zu bekannt, verbindlichsten Dank.

Eine Abonnentin. — Dersartige Fragen beantworten wir gerne, jedoch nicht.

Bezugsquellen: Bücher, Seite 216; M. Basse, W. Feixiger Str. 42. — Zeidene italienische Schalschäden, Seite 215; A. Schwärz, C. Jerusalem Str. 29. — Weirterdors und japanische Kreppbilder, Seite 215; Jean-fer-Str. W. Feixiger Str. 119-120. — Böden und Bögel, Seite 215; H. Beerwauw, W. Friedländer, 193 a. — Tischsteine, Seite 216; G. Blankenburg, W. Magdeburger Str. 25. — Aenderstahl mit Brandmalerei, Seite 216; W. Landien, 8W, Poststr. 80. — Metallplatten, Seite 216; H. Feinert, W. Straßer Str. 52. — Venetische und untermalte Gegenstände aus Cuivre poli, Seite 216; W. Feixiger, 8W, Altmühlstr. 95-96.

Zu dieser Nummer gehören drei Beiblätter und ein Modenbild.